

Lisette Stähelin

Hochzeit in Benken 1864

ein zeitgenössischer Bericht

Erstmals herausgegeben für die Birmann-Stiftung AEV
Liestal 1999

Einladung zur Hochzeit

Seit acht Jahren war es stiller Wunsch des Herzens Basel zu sehen und unsere Freundin und Base Marie Hohl in Benken zu besuchen und mich selbst von ihrem Glück zu überzeugen mit eigenen Augen. Der stille Wunsch blieb von Jahr zu Jahr, was er immer war. Es wollte sich nicht fügen, da plötzlich trat die Erfüllung ein. Die Base wurde die Braut eines Jünglings, wenn man mit 40 Jahren noch so geheissen werden kann. Wir nennen nun den Bräutigam künftighin Christoph, den Herr Brodbeck lassen wir ruhen. Der Christoph wollte nicht einmal lange Bräutigam sein, geschweige denn immer. Der schöne herrliche Maimonat wurde bestimmt, das glückliche Paar für immer zu vereinigen. Über 40 Einladungen zur frohen Hochzeitsfeier wurden von Benken ausgeschickt, und eine davon kam zu mir. Wie herrlich, im bunten Frühling eine solche Reise zu unternehmen und als fröhlicher Gast in den Hochzeitsreihen einzustehen. Solche Gelegenheit kehrt nicht oft wieder und darf man doch nicht versäumen und somit wurden die Vorbereitungen getroffen unter beständigem Darandenken, wie das werden werde. Anderer Ort, andere Sitten, das stellte sich bald heraus.

Reise nach Basel

Donnerstag, der 12. Mai sah mich reich bepackt auf dem hiesigen Stationshofe erscheinen und auf den Zug warten. Es dauerte kurze Zeit, so sass ich in der zweiten Wagenklasse und die Lokomotive fing an zu schnaufen. Wenn man zu einer Hochzeit geht, so weint man nicht, wenn man sich von Hause entfernt und darum gab es keine schweren Gedanken zu verdrängen. Der Thurgau prangte im weissen Blütenschmucke, wie mit massenhaftem Puder überstreut stand Baum an Baum das ganze Tal entlang. Hinter Wolkenschleiern verbarg sich die Sonne und gerade darum konnte man die Gegend scharf sehen. Ich war allein im Wagen bis Frauenfeld. Die Gegend kennst du. Märstetten, Wigoltingen, Müllheim, Felben, alles ist noch am alten Orte. In Frauenfeld, da gewahrt man die neue eidgenössische Caserne seitwärts der Linie gebaut. Im Bahnhof in Winterthur war grosser Lärm: Einsteigen nach St. Gallen, nach

Schaffhausen, nach Romanshorn, nach Zürich. Die Wagen rasselten und knarrten unaufhörlich. Als alles abgefahren war, durften wir auch weiter. Die Gesellschaft war auf acht Herren herangewachsen. Wir sahen einander nicht einmal an, geschweige dass wir miteinander sprachen. Winterthur wimmelte von Arbeitern, das neue Stadtquartier ist bereits stark im Angriff und man sieht schon im Geiste voraus den Bahnhof nicht mehr neben dem Städtchen, sondern mitten drin. Jetzt wurde mir der Weg bis Zürich fremder, ich hatte ihn nur einmal zur Winterzeit gemacht. Bald erreichte man Töss mit seinen vielen Fabriken. Die Töss ist eine wilde Bergtochter, wie die Thur mit breitem Kiesbette, niemand würde ihr ansehen, dass sie, wenn sie zum Örtchen Töss kommt, schon so viele Turbinen gedreht hat. Die Bahnlinie zieht sich durch ziemlich engen waldigen Talgrund, der sich zuweilen öffnet und nördlich in einer Öffnung einen Jurahügel mit einem neuen Gebäude zeigt und südlich einmal den Kirchturm von Illnau herausblicken lässt. Die ganze Gegend bis Zürich bietet wenig Schönes. Es sind nicht die fruchtbaren Fluren des Thurgaus, welche man berührt. Äcker gibt es schon, aber keine so schönen, wenig Fruchtbäume, es ist einsamer. Man sieht, dass nicht der Boden die Bewohner ernährt, dass sie genötigt sind, andere Erwerbsquellen zu öffnen und zu benutzen. – Wenn der kleine Tunnel bei Örlikon passiert ist, so sieht man bald die Limmat einem entgegenkommen und die Türme der Stadt aufragen. Man sieht wenig von Zürich, obgleich man eine Stunde Rast hat, so kann man sich doch nicht weit entfernen und muss es auf weitere Tage sparen, die Schönheiten ihrer Lage zu geniessen. Endlich ist die Stunde vorüber und wir fahren weiter. Jetzt geht es mit dem Schnellzuge, weil ich nun alles zu bestaunen hatte, denn weiter als Zürich war ich noch nie gewesen. Ich hatte zum guten Reiseglück die rechte Seite bekommen, diejenige, auf welcher die Flüsse und Ortschaften zunächst waren, aber ich war nicht Schuld daran. Der Wagen war gefüllt und man musste sitzen bleiben. Es entstand nun in meinem Kopfe eine grosse Verwirrung. Ich beobachtete so scharf als möglich den Lauf der Flüsse und hatte die Karte der Schweiz incognito im Hirn. Nun bemerkte ich, als wir gegen Zürich kamen, dass die Bahn einen Bogen machte, ein Teil der Stadt war sichtbar geworden, ich streckte den Kopf hinaus links aus dem Wagen und sah anmutig und leicht einen Fluss gegen mich kom-



Dorfansicht Benken Anfang 1900

men, den ich mit Recht für die Limmat hielt. Ich hatte den Kopf zurückgenommen und streckte ihn nach rechts hinaus und jetzt kam mir wieder ein gleiches Wasser entgegengelaufen und doch konnte es nicht das gleiche sein. Es muss die Sihl sein dachte ich wieder mit Recht. Aber dass mir beide Wasser entgegen geflossen waren, das kneifte mich im Magen und ich wurde nicht klar, bis ich wieder zu Hause war und man mir erklärte, dass die Eisenbahn einen weit grösseren Bogen um die Stadt herum machte, als ich im Fahren spürte, und dass man sich von West nach Ost der Stadt näherte, während ich doch von Ost nach West nach Zürich zu kommen meinte, und darum kamen mir beide Flüsse entgegen. Mich mit dieser damals ungelösten Confusion beschäftigend kam der Zug aus dem Bahnhof heraus wieder in Gottes freie Welt. Schnell ging es eine Strecke den gleichen Weg zurück, da wurde nach links gedreht und es dauerte nicht lange, so hatte ich die Limmat rechts neben mir ganz in der Nähe. Da konnte ich sie ansehen die böse Linth, die früher die Gegend zwischen dem Zürich- und dem Walensee so unglücklich machte. Sie füllt hier ihre Ufer mit Wasser

aus, ihr Bett ist nicht sehr breit, ihr Lauf ist ungleich, bald rascher, bald langsamer, bald schleicht sie hinter Gebüsch in einem Bogen von der Bahnlinie weg und dann ist sie plötzlich wieder die stille Begleiterin des Zuges. Bald ist sie höher als das Land, aber deswegen nicht in der Luft. Sie hat Stellen, wo sie beliebt zu überschwemmen, und da hat man ihr einen Damm gemacht an die Seite, den sie nun plattvoll Wasser gemacht hatte und darum war sie höher als das Land und schön zu sehen. Gesegnete Fluren umgaben sie, schöne Wiesen, ein starker Hügel fing an das Tal gegen Norden hin abzugrenzen. Der Fluss zog rascher und verlor sich manchmal tief in die Schlucht hinunter. Der Schnellzug säumte nicht, niemand rief die Namen der umliegenden Ortschaften aus, ich hatte überhaupt auf der ganzen Reise wenig Augen für die Häuser. Häuser sind Häuser, sie haben Dächer und Fenster und Türen usw. Sie tanzen vorüber und ihr Anblick lässt kein Bild zurück. Ich hielt es mit den Gewässern der Erde, sang doch der griechische Pindar schon: «Das Edelste aber ist das Wasser.» Der Limmat galten meine Blicke, ich sei bei Schlieren, bei Altstätten vorbei gekommen. Die gedruckten Fahrtenpläne wussten das alles besser als ich. Der Hügel im Norden wurde immer höher, er trug Reben und Wälder und kam immer näher, die Limmat schnitt sich immer tiefer in die Erde. Es ging Baden zu, und ich wollte recht aufpassen um den Stein zu sehen, wo Herzog Albrecht von Östreich so gerne verweilte. Da, plötzlich umhüllte mich Dunkelheit, da kann man greifen wo die Augen sind. Als es wieder Tag wurde, schrieten die Conductöre: Baden! Den Stein sah ich nirgends, ich war unter ihm hindurch gefahren. Wohl aber sah ich die Limmat rasch auf schöne Gasthöfe strömen und weiss schäumend ihre Wellen aufwerfen. Das waren ungefasste heisse Quellen, die sie mit sich fort treibt und nach kurzem Kampfe sie zwingt sich mit ihr zu vereinigen. Wunderbare Natur! Mitten im Flusse heissen Heilquell; tausenden zur Stärkung, zur Genesung. Die alten Römer schon benutzten diese heissen Bäder; und heute noch ist der Limmat weisser Schaum ein Gegenstand des Denkens. Baden hat eine äusserst freundliche, sonnige Lage und ist ein nettes Städtchen. Der Aufenthalt war kurz; reiche Kornfelder dehnten sich aus, baumlos, also mir ungewohnt zogen sich grüne und braune Äcker weit hin bis an den Fuss der Berge, denn so muss man wohl die Jurahügel heissen. Eine Kette, ein Zug in der

Ferne, tauchte eine Höhe um die andere auf, um wieder zu verschwinden. Ein Bergkopf so ziemlich wie der andere im gleichen Model geformt umgrenzten sie das Gefilde, wo ein sanfter Wind die jungen Roggenähren nieder drückte und die bunten Wiesen mit seinem unsichtbaren Hauche durchstrich. Friede lag auf der weiten Landschaft, fruchtbarer ist der Boden als bei uns. Die Ortschaften liegen einander entfernter. Den schöner Aargau durchschnitten wir im raschen Zuge. Turgi kam, wo wir Passagiere verloren an die Bahnlinie über Waldshut. Schnell war die Station Brugg erreicht. Die Juraberge teilten sich und man sah das Tal hinunter, welches der Aare gestattete, ihren Lauf dem Rheine zuzuwenden. Zudem man der Limmat sich mehr nähert als man bis jetzt von ihr entfernt war, rumpelte es auf einmal über eine Brücke, das Kiesbett der Reuss war unter mir. Einen Blick nordwärts und die Aare nahm starken ruhigen Laufs die klare Reuss in ihren kalten Arm, der ziemlich schmutzig dazu war. Hinter Gebüsch versteckt erwartete die Limmat das gleiche Schicksal ein bisschen weiter unten, und so sieht nun das Kleeblatt vereinigt, durch die einzige Öffnung, welche der Jura lässt, dem Rhein entgegen. Das Städtchen Brugg ist ziemlich weit von der Station entfernt und gewährt einen sehr hübschen Anblick, weil man im Bogen von ihm wegfährt. Auf der Höhe wird Königsfelden ebenfalls bemerkbar. Alles historische Punkte für die man Interesse hat. Die Habsburg konnte ich nirgends entdecken, als man sich Schinznach näherte. Die Linie der Bahn zieht sich immer der Aare entlang hinauf. Diese zog voll und gross mit ihrem Schneewasser daher, rasch in kurz aufgeworfnen Fluten, die sich oft teilten, um grosse Kies- und Sandbänke hervorblicken zu lassen. Niederes Gesträuch deckt ihre Ufer und gleich an ihrer Seite ist wieder angebautes Land. Nicht wie bei der Thur, wo das hohe Weidenholz sie ganz verdeckt und ihr ein breites Bett gewährt, darin herumzuwellen nach Belieben, sondern die Aare zieht ihre Wasser tiefer in die Erde hinein, warum man hie und da vom Aarstrom reden hört. Bei Schinznach fährt man hart am Badgebäude vorbei, man sieht die Kurgäste spazieren und sich vergnügen. Wildegge erkannte ich gleich nach einer Abbildung. Der Jura rückt näher, wird immer etwas höher, immer der Aare entlang tritt wieder einmal eine ägyptische Finsternis ein und man befindet sich unter dem Städtchen Aarau, das aber dem Auge ganz entzogen wird.

Schönenwerth und Däniken sind lieblich gelegen. Immer näher die Berge und die Kirchtürme Olten treten plötzlich in den Gesichtskreis. Hier entleerte sich der Wagen bis auf wenig Passagiere. An einem grossen Knotenpunkte der Eisenbahn gibt es natürlich eine kurze Rast, jedoch kann man sich nicht fort wagen. Rückwärts zog das Dampfross und lenkte dann auf eine schöne Brücke über die Aare und somit einen grossen Bogen beschreibend, eröffnete sich dem Auge eine herrliche Aussicht. Olten mit seinen Kuppeln lag im Hintergrund am Fuss der Berge, glänzend im Sommerstrahle zog die Aare ein silbern Band durch das Grün der Wiesen; im Vordergrund gerade unter der Bahnlinie zeigte sich Trimbach mit seinem Kirchhofe, wo die Verunglückten des Hauensteintunnels begraben liegen. Nach einem Portrait des Appenzellerkalenders kannte ich es sogleich. Schon zog es in die Höhe, durch ein enges, wildes Tälchen, durch hohe Einschnitte. Die Kalkfelsen des Jura mit ihren schönen Bildungen beschäftigten den Reisenden unausgesetzt und stellen oft sehr malerisch Türmchen, Erker usw. vor. Jetzt der Hauenstein! Das Tageslicht verschwindet, dunkel, dumpfe Luft, frostige Schauer dringen in den Wagen herein, keuchend arbeitet die Maschine, das Wasser plätschert den Wänden der Höhle nach, donnernd rollen die Wagen durch den Berg und lange, lange dauert es, bis der Himmel wieder Licht herabwirft in den tiefen Schacht und noch zweimal nimmt der Berg den Zug in seinen schwarzen Mund. Welche Arbeit, die Berge der Schweiz zu durchgraben! Welche Opfer hat dieser Schienenweg gefordert, bis er vollendet war! Wie grauenvoll waren die Umstände, unter denen die Unglücklichen ihr Leben verloren! Weg von diesem düstern Orte und hinaus aus dem Berge nach Läuelfingen an die freundliche Sonne, in das obere Baslerbiet. Gerade wie in der schwäbischen Alb, der Boden, die Berge, die Wälder, nur grossartiger; und kühner die Felsen! Ich war verwundert, denn damals wusste ich noch nicht, dass die rauhe Alb die erweiterte Fortsetzung des Jura war. Rasch ging es hinunter, der schönen Hauensteinerstrasse entlang durch ein enges Tal, durch Einschnitte, an Mühlen und einzelnen Häusern vorüber. Langsam erweiterte sich das Tal, Sissach und Lausen berührte ich leider nur mit flüchtigem Blicke, der Magen fing an zusammenzuschumpfen und die Augen müde zu werden. Liestal und die Ergolz sah ich aber doch wieder an und nun geht es Basel zu. Die Berge wa-

ren zu Hügeln geworden, das Land wurde nach rechts flach und eben, nach links zeigten sich Schlösser und Landhäuser mit schönen Anlagen dem abdachenden Jura nach. Pratteln und Muttenz, mit Armagnakenblut getränkt, haben schöne Fluren und verraten schon ein bisschen die Nähe der Stadt. Nach der Südseite öffnet sich ein Tal, die Birs kommt schön kanalisiert, zu beiden Seiten mit stolzen Pappelbäumen eingerahmt, langsam durch dasselbe hinunter. Ein Kirchlein mit einigen Häusern und Friedhof dabei liegt ihr am linken Ufer. Nach Portrait, ohne Zweifel, St. Jakob an der Birs, an deinen Namen heften sich grosse Erinnerungen! St. Jakob, grosses Heldengrab der Schweizer, denkwürdige Stätte, an dir wurde unsere Freiheit mit vielem Blut teuer erkaufte. Deine Kapelle sank brennend auf die Kämpfer nieder, dein jetziges Kirchlein bewahrt die Namen der Helden auf einer Gedenktafel an der Kirchenmauer. Landhäuser, schöne Gärten erscheinen, verschwinden. Die Billete nach Basel, sie sind abgegeben und der Zug hält im grossartigen Bahnhofs Basel.

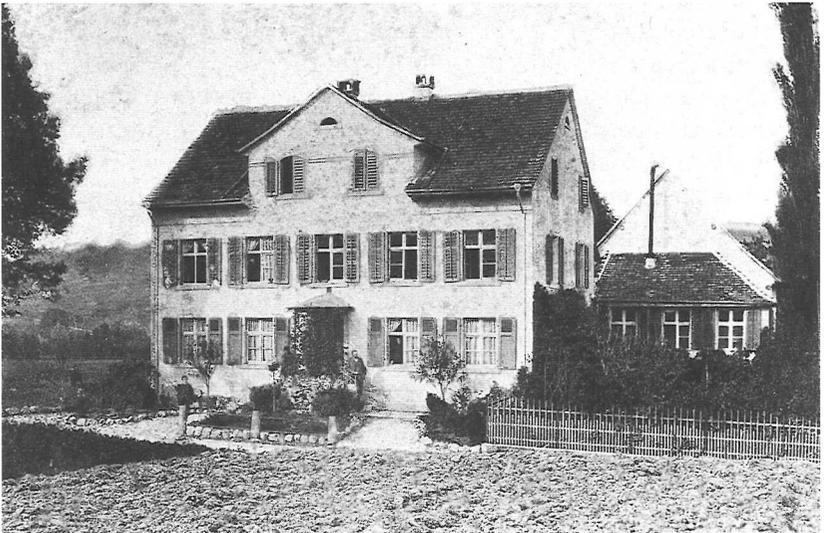
Basel–Benken, zum vereinbarten Treffpunkt

Vor die Halle kommend, war niemand da. Keine Schwester zum Abholen. Gewitterwolken drohten am Himmel. Keinen Weg, keinen Steg wissend, da stand das Schaf am Caffee Recher und wusste nicht, was tun, ein schöner Anfang das, für einen Besuch zu machen. Ein Eckensteher transportierte mich in die Eisengasse zu Herrn Ostermann, wo die Schwester im Geschäft tätig war. Sie hatte sich verspätet auf den Weg gemacht und erschien aber bald darauf ebenfalls. Die Freude des Wiedersehens liess die kleine Ungelegenheit schnell vergessen und wir machten uns auf den Weg, um nach Benken zu kommen. Die Equipage sollte uns an der Steinen erwarten; wir fanden sie und den Kutschner, unseren zukünftigen Vetter Christoph. Da stand er nun vor mir, dessen Hochzeitsgast ich werden sollte, der meine liebe Marie durch Sturm und Gefahr durch das Leben führen wollte und sie treu und innig lieben noch oben drein, und schaute mich auch an mit grossen braunen Augen. Lange Reden wurden nicht gewechselt, aber mir, seiner Braut Base und Freundin das Du angeboten beim hellen Glase Wein. Der neue Freund verpackte uns in das Chaischen und zum Steinentor hinaus

ging es der Landschaft zu unter heiteren Gesprächen. Der neue Vetter war freundlich und machte Witze und erklärte im Abendgrauen den Weg, den wir fuhren. Das Leimental lag bald in der Dämmerung und der Berg der Landskron verschwamm bald im Dunkel. Anderthalb Stunden hatten wir zu fahren bis wir nach Benken kamen. Ich fand die freundlichste Aufnahme von Seite des Onkels, Dr. Hohl, der Tante und der Base und Braut Marie. Einem heitern Nachtessen folgte dann die Ruhe des Schlafes. Der Reisetag war gut abgegangen, ohne zu grosse Ermüdung, denn morgen sollte ich helfen in Münchenstein das Hochzeitessen bestellen.

Im Doktorhaus

Der nächste Morgen war bewölkt und kühl, aber regnerisch schien der Tag doch nicht werden zu wollen. Der Vormittag verstrich unter Bewillkommen und Erzählen, denn man hatte sich ja seit Jahren nicht mehr für länger gesprochen. Ich beschaute das Haus, den



«Doktorhaus» Therwilerstrasse abgerissen um 1965

Garten, den Altan, und die sämtlichen Bewohner des Hauses. Das Haus hat eine sehr freundliche Lage, ein Stückchen herwärts des Dörfchens. Es ist sehr angenehm gebaut und bequem eingerichtet und nimmt sich von vorne mit seinen schönen Oleandern, Granat- und Lorbeerbäumen gar nett aus. Ganz hart am Hause gegen Osten ist der Garten ganz neu in neuem Geschmacke und prächtig angelegt. Kalksteine des Jura und einzelne seiner Pflanzen bilden eine schöne Gruppe und die Jungfernerose schlingt ihr fünflappiges Blatt um ein artiges Gartenhäuschen. Tulpen und Narzissen standen in voller Blüte und die Aussicht auf das Dörfchen Biel hinüber ist male- risch. Gegen Osten zeigt sich der Kirchturm von Therwil und hinter demselben beherrscht der Gempenstollen das Birs- und Leimental. Ringsum ziehen sich die Jurahügel mit Niederwald bewachsen um den Benkener Bann herum, auch gegen Mittag steigen die Felsen auf und gegen Südwesten hat man die Landskron mit ihren Ruinen ganz nahe. Gegen Westen tritt der Kirchturm von Benken in Bäumen versteckt dem Auge vor die Fernsicht. Nördlich erhebt sich sanft mit Wald und Reben bewachsen der Gishügel, an welchem Biel sich so vorteilhaft ausnimmt. Onkel ist immer der gleiche, ein vorzüglicher Arzt und kräftiger, braver Mann. Er freut sich, wenn man nur zu ihm kommen mag; desgleichen auch die Tante, die nun Mutter von zwei hübschen Kleinen ist. Marie, die Braut kennst du; und Madelaine, die Magd und Sepp, den Knecht stelle ich dir hier vor. Madelaine als ein sanftes gutes aber unschönes Bauernmädchen und den Sepp als ein Original von einem Knechte, ehemals Gärtner in Mariastein und Bedienter von vornehmen Herrn. Dem Hause treu ergeben und doch nicht sehr folgsam, pflichttreu und doch brummt er immer. Das Pferd, der Mäni, die Hühner und die Tauben, die Gans und der Hektor stehen unter seiner Aufsicht. Grossen Stolz hat er auf seine Pflanzungen auf dem Acker, den er aber auch bestens in Ordnung hält.

Fahrt nach Münchenstein

Als der Müli-Chohli vor dem Hause hielt, führte Sepp den Mäni vor und die Gesellschaft wurde in die zwei Chais'chen verpackt. Christoph und Marie und ich kamen zuerst, Onkel und Bertha nachher, weil der Chohli den Mäni nicht voraus leidet, und der Mäni nichts

lieber tut, als dem Chohli nachspringen. Darum ging es rasch vorwärts, ostwärts das Tal hinab über Therwyl nach Reinach, das über dem Käpelirain schon im Birstale liegt. Das Birstal ist in der Sohle des Tales gar nicht breit, die Hügel flachen bis zur Birs hinab. Fruchtbare Felder wechselten mit hohen Reben und freundliche Sonnenblicke mit nässenden Regenschauern ab. Von Reinach ging es nach Dornachbrugg, wo die Birs einen netten künstlichen Fall hat. Dornach hat ein Kapuzinerkloster und historischen Namen durch die Schlacht, welche in den umliegenden Ebenen, die sich von Süd nach Nord dehnen, geschlagen wurde. In einer starken Viertelstunde war Arlesheim, der Bezirkshauptort erreicht. Man stieg ab im Ochsen, glaube ich. Jedes hatte Geschäfte. Der Regen wurde stärker und doch wollte es uns nicht einleuchten, dass wir darauf verzichten sollten, den Eremit von Arlesheim zu sehen. Wir machten zuerst die Geschäfte und trafen uns zufällig vor der Gerichtsschreiberei wieder an. Die Kirche wurde noch besucht, denn Arlesheim ist katholisch. Sie ist eine geräumige hohe Halle mit vielen Bildern geschmückt in älterem Geschmacke. Die beiden Türme hingegen mit ihren schönen Kuppeln zieren den Ort und die Gegend. Der Regen hatte aufgehört und auf Gefahr hin nass zu werden, entschlossen wir uns, durch das Gesträuch zum Eremiten zu schlüpfen. Bald lag der Schlossberg, ein runder Jurahügel in einem Bergeinschnitte vor uns, malerisch mit seiner wohl gut erhaltenen Ruine. Ziemlich steil ging es aufwärts durch schöne Waldwege, wie Gold und Silber glänzten die Regentropfen auf dem erfrischten Grün des künstlichen Naturwaldes. Denn Kunst und Natur hatten sich hier vereinigt, um etwas Eigenes und Schönes zu schaffen. Tausend Epheuranke umschlangen die schlanken Stämme des jungen Laubholzes, dunkle Fichten überschatteten sprudelnde Quellen, muntere Brunnlein. Ringsum kreuzten die Wege, führten zu Bänklein und Rasensitzen und plötzlich vor ein Rindenhäuschen, mit Moos bedeckt und einer Glocke auf dem Dache. Die Führerin öffnete die Türe, schüchtern folgten wir, mit lautem Schrei fuhr Marie auf mich zu, sie hatte schon geglaubt der Klausner wolle sie holen. Wir wagten es, in den düsteren Raum zu treten, da erhob sich gross und hager der Eremit, streckte uns die Hand entgegen und nickte mit dem Kopfe. Surrurr machte es unten und pump, hörte er auf zu nicken. Wir bewunderten nun den Pater im Halb-

dunkel der Klausur. Er sass hinter einem Tische, hatte die Bibel vor sich und sein grauer Kopf war täuschend ähnlich gemacht. Der Schrecken war uns vergangen, aber dass der Eremit schon zu vielen Narrenposen Veranlassung gab, ist ganz natürlich. Denn die Maschinerie ist so gut gemacht, dass man ein Uneingeweihtes leicht täuschen kann, und schon oft hat man seinem höflichen Compliment bestürzt und überrascht einen freundlichen: «Guten Morgen Herr Pater!» entgegen gehalten, zur allgemeinen Erbauung der Gesellschaft. Wir entfernten uns ebenfalls lachend und erstiegen die Höhe noch vollends. Die Ruine krönt den Hügel nebst vielen verschiedenen Anlagen, Blumen und Gemüsebeeten, Epheuwänden und Bogen der verschiedensten Pflanzen. Es ist ein Rittersaal zu sehen und viele Treppen führen auf die Schlosszinne, wo man eine herrliche Aussicht genießt. Zunächst auf Arlesheim und das Birstal, dann südlich seitwärts auf die grosse Ruine des Dornacher Schlosses und ganz im Süden auf diejenige von Pfeffingen; westlich auf die Landskron und nach Frankreich hinein und nördlich begrenzt das Baslermünster die Aussicht. Nördlich ruht das Auge auf einem ganz kleinen Talgrunde aus, in dem sich ein hübscher Teich befindet. Wer hinauf ging, musste wieder hinab; alles durch andere Wege und Krümmungen. Die Führerin hielt immer: «Die Frauenzimmer wollen die Shawls anziehen.» «Grotte du tombeau», zeigten uns schwarze Buchstaben. Es wurde aufgeriegelt, eine Fackel angezündet, Eiskälte kam uns entgegen, dunkel wurde es, wir befanden uns in einer natürlichen Höhle des Jura, deren es so viele hat. Wundervoll, tropfsteinartig waren die Felsen gebildet, feucht erglänzten sie im rötlichen Lichtscheine, Dutzend um Dutzend Stufen führten hinauf wieder auf das Schloss. Die Höhle war bald weit und bald enge, bald hoch und bald niedrig, in zwei Nischen waren zwei prächtige Grabmäler angebracht, deren eines der Frau des Besitzers gewidmet war. Die Luft war sehr dumpf und wir streckten uns genüsslich, als wir die herrliche Waldluft des Berges im Freien wieder einatmen konnten. Eine schöne Allee führte uns nach Arlesheim in den Ochsen zurück. Was war da geschehen? Der Ruf, der Doktor und der Benkenmüller seien da, hatte die ganze Stube mit Gästen gefüllt. Jetzt sah ich die Landschäftler einmal kneipen. Die Unterhaltung war höchst heiter, der Gerichtsschreiber behauptete in höchster Bibelweisheit, der Noah hätte sieben Söhne

gehabt. Armer Hering! Wie gings nun los über deine sieben Söhne! Der klare Arlesheimer machte die Gedanken flüssig und die Herren plagten einander, dass man nicht fertig wurde mit Lachen. Wie heisst das rote Weibchen vom Papagei? liess sich wieder einer hören. Papagena, schrie das Gerichtschreiberlein wieder zur allgemeinen Belustigung; jeder hatte einen besseren Titel gefunden. Nein, Mamagey g'heisst, lautete die Auflösung des Rätsels. Und so ging es fort, bis es Zeit wurde aufzubrechen um Münchenstein zu erreichen als das Hauptziel der Tagesfahrt. Bald waren wir dort; das Hochzeitsessen war bald bestellt und nach kurzer Rast fuhren wir durch die Neue Welt, dem mit Pappeln bepflanzten Birskanal entlang der Stadt Basel zu. Es war ein schöner Weg beim Sinken der Sonne, freundliche Gärten und Anlagen verkündeten die Nähe der Stadt, wo es abermals einen Halt gab um die Kutschner zu sprechen. Spät erst kamen wir heim, denn wir hatten einen grossen Weg gemacht und der Landschaft beste Weine probiert.

Hochzeitsvorbereitung

Der nächste Tag war Samstag und zeigte uns, dass man sich noch tummeln müsse, wenn die Braut ausgerüstet sein sollte bis am Dienstag. Jedes übernahm ein Geschäft. Bertha und ich streckten Wäsche aus und glätteten sie, während das Anneli von Therwyl fleissig nähte. Der Nachmittag war dabei bestimmt um die Aussteuer fort zu tragen. Aber leider fing es an entsetzlich zu regnen, so dass man fast nicht fertig werden konnte. Das Treiben dauerte bis in die Nacht hinein. Ich konnte wenig helfen, weil ich im Hause zu fremd war und noch ein wenig müde von dem Reisen, schlich ich auf mein Zimmer und entschlief ans Bett gelehnt. Als ich aus tiefem Schlaf erwachte, war es über zehn Uhr. Man rief zum Nachtessen, die Aussteuer war versorgt und der Regen war vorüber. Die Sinne wollten nicht mehr munter werden und es war am besten die begonnene Ruhe fortzusetzen.

Der Morgen des Pfingstsonntags glänzte hell als wir im Sonntagsputze mit der Braut noch einmal zur Kirche wollten. Auch sind wir, hoffe ich, nicht umsonst darin gewesen. Nicht nur war die Predigt des Geistlichen sehr erhebend und treffend für diesen Tag, sondern

man hatte noch besondere Wünsche für die Braut auf dem Herzen, denn auch in glücklichen Verhältnissen bedarf man des Segens des Pfingstgeistes, wenn man wahrhaft glücklich sein will, und der Schritt in die Ehe ist immerhin ein ernster Schritt, der niemals ohne Gott getan werden sollte. Marie trug die Spuren innerer Aufregung auf ihrem Gesichte. Wir sprachen nichts und gingen stillschweigend heim. Wir haben einander jederzeit verstanden, ohne viel zu sprechen, wir sind ja nicht nur bloss verwandt, wir sind auch Freundinnen. Nach dem Mittagessen spazierte ich das erstemal durch das Dorf in die Mühle hinunter. Benken hat etwa 50–60 Häuser, beinahe alle mit hohen Giebeln, unschön, wenig Ordnung um sie herum, alles veraltet und lotterig; man sieht, dass die Bewohner nicht baulustig sind, obgleich sie sehr wohlhabend sind, manchmal sogar reich und wirklich Arme gar keine haben. Daraus geht der Schluss, dass die Leute fleissig sind und ein fruchtbares Feld und ein schöner Weinberg sie alle beschäftigt und ernährt. Die Mühle ist das unterste Haus im Dorfe und liegt begreiflicherweise am Wasser. Der Birsig durchschleicht das Leimental, da er fast kein Gefälle hat, so meint man, er fliesse hie und da an einem Orte rückwärts. Die Mühle ist ein grosses Gebäude mit angebauter Scheune und Stallungen. Marie's zukünftige Wohnung war auf dem zweiten Boden. Wir besichtigten nun die frisch möblierten Zimmer und weihten sie mit gutem Bekemer ein. Es war alles bestens plaziert und geordnet. Als wir nach der Inspektion wieder nach Hause zum Herrn Doktor gekommen waren, trafen wir Besuch von Frau Schaffner-Hoffmann, Lehresfrau aus Biel an. Diese schleppte uns alle nach eingenommenem Kaffee nach Biel in ihr freundliches Schulhaus. Herr Schaffner sass vor dem Klavier und studierte das Liedlein, welches man der Braut in der Kirche singen wollte. Nach herzlichem Willkommen spazierte wieder die weisse Weinflasche auf den Tisch und eine heitere Gesellschaft umgab sie und das Klavier. Herr Schaffner spielte vor und wir sangen die Lorelei so wunderschön, dass wir wenigstens eine Terz hinunter rückten bis es aus war, trotz dem Klavier. Das Hauptgespräch war natürlich die bevorstehende Hochzeit und da gab es viel zu forschen, wer wohl dieser und jener Cavalier werde. Denn das war ja doch keine Kleinigkeit zu wissen, an wessen Arm man für die Dauer des Hochzeitstages geschmiedet werden würde. Die Aussicht in Biel das Tal hinab, erfreute uns ebenfalls. Die



Mühle und Säge um 1920

Abendsonne verklärte es und versprach einen schönen Tag für die Hochzeit, denn kein Wölklein trübte den Himmel. Der Regen hatte den Strassenstaub zusammen geschwemmt und der tiefe Wunsch der Braut: «Ich möchte am Hochzeitstag keinen Regen und keinen Staub haben», scheint gehört worden zu sein; die Zeichen zu seiner Erfüllung waren gut. Unterdessen wurde es Zeit zum Aufbrechen und mit dem Versprechen noch einmal anzukehren, ehe wir heimgingen, verliessen wir die glückliche Lehrerfamilie und stellten uns in unserem Kosthause wieder ein.

Am Vortage zur Hochzeit

Der zweite Pfingstfeiertag, Pfingstmontag, war im protestantischen Baselland Werktag, also abgeschafft. Weil es viel zu tun gab, kam das Anneli von Therwyl zu Hilfe, obgleich sie katholisch war. Bertha hatte der kleinen Lina ihr Kleidchen noch zu vollenden und ich der Tante ihr Kleid noch ein bisschen zu verbessern. In der

Küche wurde gebacken und gebraten. Der Sepp putzte die Chaise, das Pferd, die Hofreite, – die Madeleine das Haus auf. Die Tante und Marie arrangierten den Saal, das Geschirr usw. Nachmittags mussten wir Blumen suchen für die Bouquets der Frauenzimmer und dieselben noch zusammenbinden. Das kalte Frühjahr hatte die Flora spärlich aufkommen lassen und wir mussten betteln gehen um Flieder und Mairischen und Bubenrosen. Der Mühleteich lieferte uns Vergissmeinnicht und Knabenröschen (die Kreuznelke, welche im Jura im Freien wächst). Als wir das Gras genugsam durchwatet hatten, trugen wir das Eroberte heim und machten Blumenbüschel daraus, so gut wir konnten; denn es mangelte an der Blumenauswahl. Das Geschäft erlebte sein Ende auch, die Braut wurde immer ein wenig unruhiger, immer ein wenig blässer. Man setzte sich zum Nachtessen; es war wirklich Nacht geworden; auch der Bräutigam erschien noch zum letztenmal in dieser Eigenschaft, als ein Blitz vor dem Fenster zuckte und ein Donner krachte und wieder einer und noch einmal einer. Die Jünglinge des Dorfes salvierten der Braut mit einem Kanönchen und mit Pistolen. Das Haus zitterte fest, es tönte wie Krieg darum herum, der Hektor heulte dazu und die Kinder schrien. Die Mühle hatte das Bombardement bereits überstanden, als wir in's Feuer kamen. Zum Glück kam niemand ums Leben, die Kanone zog ab und wir zottelten in das Bett, denn dieses Gepolter mussten wir nun noch ein paarmal aushalten bis der festliche Tag aufgegangen war. Um 12 Uhr gings wieder los, mit jedem Glockenschlag verkündete ein Schuss vor dem Fenster, dass der 17te Mai ein Jubeltag sein werde. Man kam dann wieder ein wenig zum Schlafe, um 4 Uhr ging dass Gepolter noch einmal los mit der Kanone. Das heisse ich mir einen Polterabend und begreife nun, warum man den Abend vor der Hochzeit so benennt. Die ganze Nacht sei das Dorf befeuert und dem Herrn Bräutigam auch tüchtig die Nase voll Pulverdampf gemacht worden. Und warum sollten sich die Jünglinge nicht freuen, wenn ihr König und Dirigent des Tales feinste Blume in der Gestalt einer Jungfrau heimführte. Sie hätten sie Alle ungern einem fremden Manne folgen sehen. Als der Donner verstummt war, erhoben wir uns vom Lager, wuschen und putzten und räumten auf und legten zurecht und freuten uns, mitfeiern zu dürfen. Niemand wollte an seiner Toilette etwas mangeln lassen.

Der Hochzeitstag

Der Braut war das Weinen verboten worden, sie musste sich bekämpfen. Es tat ihr Wehe, vom Vaterhaus zu scheiden und doch – es ist ja des Weibes Los, es zu verlassen, Marie hatte selbst gewählt und hatte frei gewählt, den Tag zu erleben, war ihr Wunsch gewesen, aber wenn die Stunden so kurz gemessen scheinen und sich so vieles zusammendrängt, da wird das starke Gemüt meist stärker erschüttert, als das schwächere. Und das war bei Marie etwas zu befürchten. Sie hielt sich aber musterhaft in sich selbst beherrschend, und so schön war sie. Ein Stück des Brautschmuckes um das andere hob sie mehr, bis sie dastand im Kranz und im Schleier mit hochgeröteter Wange, eben wie eine Braut. Sämtliches Personal warf sich in die Hochzeitskleidung und wir warteten nun der Gäste. Die meisten brachte der Bahnzug nach Basel und von dort der Omnibus nach Benken. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr Vormittags fuhren die Gäste vor. Die Herren kamen in die Mühle in das Quartier zu einem Gabelfrühstück und die Frauen zu uns zu einer Tasse Kaffee. Ungefähr 20 Crinolinen füllten das grosse Zimmer hinlänglich aus, es war fast eine Kunst zu servieren und durchzukommen. Es ging aber ohne ein Unglück von statten und die Frauenzimmer beglückwünschten nur die Braut und beschenkten sie jetzt schon mit reichen Gaben während des Imbisses. Ich betrachtete mir die Menschen, die mir alle fremd waren. Wir liessen uns einander vorstellen, tranken Kaffee und assen Gugelhopf, beschauten die schönen Toiletten, die meisten Damen waren in schwarzer oder farbiger Seide. Die Frauen trugen Hüte, die Kinder und Jungfrauen Filet mit Blumen. Die werthen Gegenteile (Männer) standen zu erwarten. Um 11 Uhr rückten sie an und sammelten sich in der unteren Stube, wo die ledigen Herren ein Strüsschen, die verheirateten nur eine weisse Rose in das Knopfloch erhielten. Wir mussten aufheften. Wer ist ledig und wer hat eine Frau? Alles wollte ledig sein und es gab gleich zum Anfang guten Spass darüber. Die Frauenzimmer wurden in den Hausgang hinuntergerufen. Der Herr Hofmeister, der geplagte Ehrengesell, stellte sich mit einem überschriebenen Bogen Papier unter die Türe und fing an ein Frauenzimmer um das andere beim Namen zu rufen. Stellte sich eine vor und erschien in der Stubentüre, so wurde der auf sie kommende Herr gerufen, der ihr dann artig den Arm bot

und mit in das Zimmer hinein nahm. Als die Ceremonie vorüber war, standen alle Pärchen herum und diese zwei gehörten sich nun für den Lauf des Tages etwas speziell an. Dass jede Dame gehörig beschützt und versorgt werde, darum hatte man einen Cavalier und dass Jeder unterhalten sei und der nie ermüdende Geist des Mannes etwas zu versehen habe, darum bekam jeder Herr eine an den Arm. Bertha war Vorbraut und bekam den Herrn Hofmeister Madöry, Tante den Onkel Uhrenmacher Hohl, die Frau Schaffner und ich ein gelehrtes Haus, den Herrn Pfarrer Wirz von Tenniken. Die übrigen aufzuzählen wäre ich schon im Stande, aber es könnte doch langweilen. Es waren über 40 Personen. Brüder und Schwestern und Schwager von Christoph, seine Cousinsen und Cousin, seine Freunde, seine Paten, Geschwister von der Tante und eine Tante von ihr, Nachbarn, eine ehrenwerte Gessellschaft, die sich allerseits kannte und jedes freudig zum frohen Feste gekommen war. Christoph hat eine gar nette zahlreiche Familie. Von Maries Seite waren Bertha und ich und Herr Hohl allein als Verwandte anwesend.

Nun noch ein Wort über das Amt des Hofmeisters, das ich sehr zweckmässig fand. Er ist dem Bräutigam an die Seite geordnet, dass er ihm die Mühen des Tages abnehme. Er sieht nach, dass alles den geordneten Gang nimmt, betreibt, dass man zur Zeit zur Kirche und zum Mahle kommt, beaufsichtigt die Kutschner, befiehlt das Ein- und Ausspannen, sorgt im Allgemeinen für das Wohlbefinden der Gäste im weiten Sinne und macht dadurch, dass der Bräutigam den Tag feiern kann und nicht vor Sorgen und Herumspringen keine Freude genießt. Ebenso hat die Vorbraut die Verpflichtung der Braut zu dienen, wenn es irgend an etwas gebrechen sollte.

Der Herr Hofmeister ordnete nun also den Zug zur Kirche. Die Glocken ertönen. Voraus kam das Lineli und ein Nachbarskind, dann zwei halb erwachsene Gottekinder von der Marie und dann führte der glückliche freudig strahlende Christoph mit seiner schönen Braut den Hochzeitsreigen an zum Chilchgang und zum Hochzeitstanz. Diese Sitte gefiel mir ausserordentlich. Dann kamen der Hofmeister und Bertha, dann der Pfarrer Wirz, ich und dann wieder ledige Frauenzimmer und dann die Frauen. Es war ein langer Zug, ich hätte ihn selber gerne gesehen, es war gewiss ein schöner Zug; ganz Benken stand am Wege, niemand arbeitete, alles feierte, freute

sich. Auf dem Kirchweg machte man Bekanntschaft mit dem Nachbarn am Arm; er kannte viele Geistliche im Thurgau, die ich auch kannte und vor allem aus schätzte er sehr unser ebenfalls geschätzten Herrn Pfarrer Turnheer in Scherzigen, dem er mir einen Gruss übergab. Auf dem Kirchhofe hatte eine unbekannte Hand den Grabstein von Marie's Mutter bekränzt. Der Zug war im Gottes-hause, das Brautpaar erbleichte und wie der Gesang verklungen hatte, so sprach der Herr Pfarrer des Ortes tiefgefühlte Worte aus. Er führte die Brautleute in seiner Rede in die Nähe des Herrn, er empfahl sie seiner Hut und wies sie auf seine Hülfe an, denn wo er das Haus bauen hilft, da ist es gebaut und ohne seinen Segen, wer möchte da, ich muss fast sagen, wer möchte da noch leben, geschweige den Grundstein zu einem neuen Hause legen. Das Brautpaar stand am Altare und empfing den vollgültigen Segen zu ihrer bereits im Geiste geschlossenen Verbindung. Nach der Trauung sang der Gesangsverein des Ortes einen sehr schönen Doppelchor, der allgemeinen Lob verdiente und erhielt. Wie der Gottesdienst vorüber war, bewegte sich der Zug wieder in der gleichen Ordnung wie er hergekommen war, nach dem Hause des Herrn Doktor. Eine merkwürdige Sitte ist, dass die Hochzeitsgäste auf dem Kirchhofe den Kindern und manchmal auch den grossen Gutzeli auszuteilen verpflichtet sind; ich liess die Andern freigiebig sein, was weiss der unschuldige Mensch von den Sitten Basellands. Nach kurzem Halte wurde die Gesellschaft bei Onkels Hause in Chaisen und Omnibus verpackt. Vorne her, denke dir wie interessant, auf einem Bernerwägelchen das Benkemer Musikcorps, das seine Töne hie und da erschallen liess während der Fahrt. Ich kann dir nicht sagen, wie komisch sich diese fahrenden Musikdosen machten, man musste eben lachen ab allem, denn wer wollte an einer Hochzeit traurig sein. Es ging ganz denselben Weg, welchen wir am Freitag gemacht hatten über Reinach, Dornach und Arlesheim nach Münchenstein. In Reinach wurde gehalten, hier war Marie's Geburtshaus, man kredenzte Wein in den Wagen und hielt sich etwa 10 Minuten auf. Die Unterhaltung war sehr angenehm und vertraulich, Scherz und Ernst immer nahe beieinander. Das Wetter war herrlich, wunderschön klar, ohne zu grosse Hitze und keinen Staub, die Wünsche der Braut waren alle erfüllt. Nachmittags gegen 3 Uhr langte man in Münchenstein an, in einem alten schmutzigen Örtchen. Der Gast-

hof hingegen war ganz für solche Sachen bestens eingerichtet. Tanz- und Speisesaal nebeneinander und einer geräumiger als der andere. Im Speisesaal genießt man die Aussicht auf das Birstal und eine nette Altane gestattete einem frische Luft zu schöpfen, ohne dass man die Gesellschaft verlassen musste. Bereits war alles für uns bereitet, und die Tafel schön und zierlich mit den manigfachsten Blumen ausgeschmückt, Hymens Tempel stand als Aufsatz vor dem Platze der Braut. Man setzte sich um zu kosten, Lummel und Forellen und Tauben und Schinken und Pastete usw., eine Unmasse von Gerichten wurde aufgetragen und nebenbei ging auch ein Schlüchlein Wein damit, der ausgezeichnet war. Mein Magen war in der besten Verfassung, das Tischgespräch heiter und lebhaft. Die anwesenden Lehrer gaben Lieder zum besten, die Musikanten ihre Melodien, Herr Doktor Hägler einen Toast auf das neuvermählte Paar und Herr Pfarrer Wirz ein sehr gelungenes, selbst gemachtes Gedicht. Am Ende des Mahles, kam noch eine Schale Tee, die so wohltätig war, wie man sich nur denken kann. Um halb sechs Uhr war das Abendessen vorüber und man durfte nun dem Magen eine Pause gönnen. Der Herr Hofmeister und der Herr Pfarrer schlugen vor, einen Spaziergang zu machen zu den Ruinen des Schlosses Münchenstein. Der Gedanke wurde freudig aufgenommen und in kurzem war die Gesellschaft in Bewegung. Es war nur die Höhe hinter dem Hause zu ersteigen. Der Felsen war steil am Gasthause und dasselbe an seine Wand hingebaut. Wir stiegen die Treppen hinauf zu dem oben angebrachten Pavillon und übersahen plötzlich das Birs- und Leimental bis nach Frankreich hinein, die Ruinen auf den umliegenden Felsen, das Baslermünster. Lachend dehnte sich die Flur im Glanze der Abendsonne, die wie eine goldene Feuerkugel dem Westen zuschwebte. Die Musik war auch wieder mitgekommen und erweckte die Sangeslust. Ein Lied um das andere wurde angestimmt; es herrschte die heiterste Stimmung, Alt und Jung waren fröhlich und freuten sich, an der Hochzeit zu sein. Als die Musik anfang zu spielen: «Rufst du mein Vaterland», so stimmte der ganze Chor mit ein und ich sage dir, es war ergreifend dieses Lied zu singen auf einem Punkte, wo man mit einem Male drei Schlachtfelder zugleich übersehen konnte: Südlich lagen die Ebenen Dornachs, nördlich die Kapelle von St. Jakob und gerade gegenüber die Höhe des Bruderholzes. Es war ergreifend dieses Lied

singen zu hören von Enkeln jener Helden, die hier für das Vaterland geblutet hatten. St. Jakob fing an sich in die Dämmerung zu hüllen, die Sonne war hinter die Berge gesunken, der Wind strich kühl über das Gestein der Burgtrümmer und wir kehrten nach dieser sehr genussvollen Stunde wieder in den verlassenen Saal zurück. Walzer, Galopp, Schottisch, Polka tanz ich gern. Die junge Welt flog zum Tanze; die Alten kamen auch noch, nur etwas langsamer. Aber im Walzer, da haben sie die Jungen heruntergestochen. Es ward ein bewegtes Treiben im Tanzsaale. Es entstanden verschiedene Gruppen zum Singen, zum Schwatzen, zur verschiedensten Unterhaltung, manchmal auch zum fröhlichen Zusammenstoss der Gläser. Ich war bald hier, bald dort; aber im Allgemeinen blieb ich meinem Pfarrer treu. Für ihn passte das Tanzen nicht wohl; ich mochte nicht viel tanzen, weil es mich zu sehr ermüdete und da waren die rechten aufeinander angewiesen worden. Die Unterhaltung war bald im Gange; der Herr Pfarrer war heiter, gebildet, witzig und daneben ein guter Herr. Er erzählte mir von seinem Hause, seiner Gemeinde, aus seiner Vergangenheit; dann schenkte ich ihm wieder ein, zum Sprechen muss man Nass haben. So ging es weiter unter Scherz und Lachen zu medizinischen Gesprächen, zu Göthe und Schiller, der Herr Pfarrer war ja auch Poet; zu einem botanischen Examen; er wollte auch erfahren, ob ich da etwas wisse. Dies Examen besonders war mit feinen Witzen voll gespickt und fiel herrlich aus. Der Hanf, als getrenntblütig kam in die 72ste Chasse nach Linné; zu den Sträuchern zählte der Holderstock (in Basler Mundart der Schatz, der oder die Geliebte); mit den Algen und Tangen wollte der Herr nichts zu tun haben, er befasse sich nur mit den offen blühenden und mit den Pflanzen des Landes, nicht mit denen des Wassers, ja er wollte behaupten, die Fische seien schwer zu verdauen, ich stand entgegen und da musste man den Doktor holen, die Streitfrage zu entscheiden. Der Herr Pfarrer bekam Unrecht. Er wollte mir auch die Schauspielerkunst angreifen; ich musste mich wieder wehren. Und so verging eine Stunde nach der anderen wunderbar schnell. Was geht über den Genuss einer heitern, neckischen Unterhaltung mit einem kultivierten Manne? Der Herr Pfarrer war ja verheiratet, da fallen hundert kleine Rücksichten zusammen, vor der grossen Scheidewand, welche Gott selbst zwischen Mann und Frau aufgestellt. Aber ein bisschen an dieser Wand klopfen, machte

Vergnügen und der klare Münchensteiner Beerliwein, von dem wunderlicher Weise in unserer Ecke eine Flasche um die andere verschwand, war recht geeignet den Mutwillen zu wecken. So oft eine frische Flasche kam, so waren von allen Seiten Gläser da, dann musste ihnen der Herr Pfarrer wieder einschenken, dann wurde es leer im Krüge, man musste wieder füllen lassen und anstossen und Gesundheit trinken. So kam die Mitternacht heran und mit ihr das kolossale Nachtessen. Die Plätze wurden gewechselt und die Hochzeitsgäste anders zusammengestellt, so dass nun die Eheleute und Brautpaare zusammenkamen des Heimgehens wegen. Inzwischen war noch ein Omnibus voll weiterer Gäste angelangt und man setzte sich wieder zu Tische. Mir war meine geistliche Hälfte unbenommen geblieben, und somit trat keine Störung in der Unterhaltung ein.

Die Platten wurden aufgetragen: Blumenkohl, Lachs, Braten, Ragout, Pastete, Spanferkel, Geflügel, Rehschlegel, Puddings und was für eine Unmasse von Gerichten. Und ein Nachtsch, vor dem



Hauptstrasse Biel Hinterdorf, alte Postkutsche.

man erschrak, wenn man diese Berge von Kuchen durchbeissen sollte. Mein Magen war zwar in ausgezeichnete Verfassung, er war wie bodenlos und beherbergte diese Reihe von ehemals lebendigen Geschöpfen gleich der Arche in Armenien; aber jetzt war der Mensch gefüllt und konnte keine Torte mehr versorgen. Da wusste aber der Seelsorger schnell Rat, er nahm meinen Korb und räumte hinein, was immer möglich war, glücklicherweise war er auch ziemlich gross. Kurz ich bekam eine grosse süsse Ladung mit nach Hause und dann erst noch den üblichen B'haltis, bestehend in einem Mandelherz und Confekt aus der Hand der Braut mit heim. Der Seelsorger war auch ein Leibversorger; und glaubte noch, ich hätte ihn zum Danke dafür betrügen wollen und ihm eine Raketenzigarre gegeben, statt einer guten. Das war eine schwere Erfahrung, die dann aber wieder versüsst wurde, weil die Cigarren an anderen Orten, erst zum Schrecken, dann zum allgemeinen Gelächter abbrannten. Der Kaffee übte seine Zaubermacht auf die Nerven aus, welche anfangen wollten, schlaff zu werden. Das Quartett fing wieder an zu singen. Herr Schaffner deklamierte ein gutes Stück humoristischer Art über die Fahrt eines Basler Bischofes nach dem Kloster Mariastein und brachte auch dem Heiden (Dr. Hohl) einen gelungenen Toast, der vor 30 Jahren in das Baselland gezogen war und nun als tüchtiger Arzt seit dieser Zeit Vielen Rat und Trost gebracht, der sich eine Heidin als Tochter erzog und sie nun an einen kalifornischen Einwohner übergeben hatte. Glück dem Heiden, der Heidin und der indianischen Rothaut! Diese Rothaut war die ganze Nacht über freudig und für alle besorgt, ebenso die Heidin und gaben das Beispiel der Fröhlichkeit, die aber nirgends im Saale heruntersank oder nur sinken wollte. Der Herr Pfarrer exercirte auch hierin gut mit sich selber: «Wenn ich zu lustig werden will, dann nehme ich das Zetteli zur Hand, darauf steht ‹Herr Pfarrer Wirz›, dann weiss ich wieder wer ich bin, dass ich der Pfarrer bin.» So verschwanden die Kuchen vom Tische, die Kaffeekannen und Milchhäfelein, und der Tag blickte zum Fenster hinein, man wusste nicht woher er kam. Man löschte die Lichter, eine herrliche frische Morgenluft drang durch die geöffneten Fenster in den Saal. Man musste an das Heimgehen denken, zwischen den Ohren machte es summ, summ und weil es einer Andern zu früh war zum Heimgehen, wurde ich von der Tante eingeladen in das Chaischen zu kommen,

was ich mir nicht zweimal sagen liess, meinen Schal umwarf, den Korb aufpackte, mich meinem Cavalier bestens bedankte und mich verabschiedete, die Anderen ihrem Schicksal überliess und zum Onkel in das Chaislein stieg. Der Morgenwind war kühl, erfrischend und in der Sonne glänzten die feuchten Täler. Die Allee des Birskanales kam uns aus den Augen. Die Unterhaltung war über die Hochzeit und wir waren alle drei befriedigt von dem Hergang der Sache. Des Onkels Augendeckel wollten nicht mehr offen bleiben und wenn jemand die Strasse kam, so wünschte er allerseits: «Guten Obel!» Nach beinahe anderthalbstündiger Fahrt trafen wir in Benken ein, wo uns das Anneli von Therwil empfing. Ich verfügte mich gleich in mein Zimmer und kroch in das Bett, wo mich bald ein tiefer Schlaf befiel. Ich mochte kaum zwei Stunden geschlafen haben, als ein Gesurr und Geschwirr ertönte auf der Strasse, Trompetenschall und Jubelrufe, die mich erweckten; das Hochzeitspaar in Begleitung der andern Gäste war zurückgekehrt. Ich dachte: «Ihr trompetet mir wohl!» und als die Schwester auch zur Ruhe gestiegen war, gings wieder an das Schlafen.

Der Tag danach

Mittags war Bertha auf den Beinen, ich nicht. Von Arbeiten oder Lebensgenuss war ja doch keine Rede und ich stand erst zum Kaffee auf um zwei Uhr, war aber gar nicht hungrig, hatte auch keinen Katzenjammer; nur einen schwächlichen Mut. Es gab aufzuräumen, zu erzählen. Das Brautpaar kam zu uns, es gab der Erinnerungen viele, die uns freuten und zudem kam eine Einladung zum Tanz für heute Abend in den Ochsen. Die Sänger und Schützen wurden vom Bräutigam gastiert. Ich musste dafür danken, hingegen machte ich gerne eine Spazierfahrt nach Witterswyl mit in der Abendzeit. Der Krankenbesuch, den Onkel zu machen hatte, dauerte nicht sehr lange. Jungfer Leu in der Postablage unterhielt uns sehr angenehm und zeigte uns ihren wohlgepflegten Garten; auch den Herrn Pfarrer von Witterswyl sprachen wir ein wenig und Onkel versprach ihm und uns noch ein Zusammenkommen ehe wir wieder in den Thurgau zurück kehrten. Im Dämmerchein kamen wir nach Hause, der Boden wackelte mir unter den Füßen und ich machte

Feierabend; meine Schwester hingegen, die ging in den Ochsen zum Tanz. Der Bräutigam und die Braut mussten erscheinen und die Schwester hatte jüngere Füße und ich mochte ihnen alles wohl gönnen, wenn mir nur das Bewusstsein verschwand; denn ein solcher Seelenstand ist mir fast nicht zum aushalten.

Vom Fest erholt

Der folgende Morgen weckte mich zu neuer Lebensfreude; die Schwester hingegen hatte dicke Augenlider und konnte frische Luft brauchen, so wohl als die Vögel des Himmels. Und frische, freie, reine Luft wollten wir geniessen und heute einen Spaziergang machen auf die Höhen hinauf und die Maria im Stein besuchen. Der Vormittag verstrich unter Aufräumen und Erzählen, denn seit dem Hochzeitstage her gab es immer noch Sachen, die nicht am rechten Plätzchen waren, auch mussten wir in die Mühle hinab gehen um die Zeit der Abreise zu verabreden. Der Christoph musste nach Hofstetten, der Onkel nach Flüh gehen. Tante fuhr nur bis Flüh mit dem Onkel, und wir machten uns ungefähr um drei Uhr Nachmittags auf Schuhmachers Rappen zum Dorfe hinaus über die Felder auch dem Bade Flüh zu, das zwischen zwei Berge gezwängt ist und das väterliche Haus der Tante war. Es ist ein älteres Haus und im Sommer ein von den Baslern sehr besuchter Ort für Partien von Fussgängern. Es hat eine Schwefelquelle und war das Bad einst frequenter als jetzt. Seine Lage hat schon etwas, das an das Gebirge mahnt. Nach kurzer Rast brachen wir auf, dem Stein entgegen. Christoph schwenkte links nach Hofstetten, das wir dann weiter oben auch zu sehen bekamen, wie sonnig es in seinem Talkesselein liegt und so hoch und abgeschieden. Wir hatten eine schöne Strasse ein Tal hinauf, das immer schmaler wurde, auf der rechten Seite lag der Berg der Landskron, französisch, und links türmten sich die Kalkfelsen, nicht himmelhoch, aber in ihren schönen malerischen Formen fesselten sie die Augen. Sie rückten immer näher zusammen, zu einer jähren glatten Wand. Ein grüner dunkler, kühler Wiesengrund lag vor uns, von einem munteren Bache bewässert und mit Vergissmeinnicht, Kreuznelken usw., blau, rot, weiss und gelb durchwirkt. Hinten klapperte eine Mühle und über ihr ragten die

Türme des Klosters empor aus niederem Walde. Wie ein Adlerhorst schaute es in die Tiefe. Wie schön war der Anblick im Strahl der Abendsonne; wie fröhlich wurden wir, wie munter ging es der Mühle zu durch die feuchten Wege. Blumenbüschel in den Händen schweiften wir ab, noch etwas Schöneres zu finden. Der Weg zog empor durch den Wald, da – unter dem Busch ein schönes Pflänzchen mit rundem dunkelgrünem Blatte, ein seltener Fang, vielleicht eine Cyclame, ich rief die Tante, wir wollten das Ding mit heim nehmen. Tante zog ihr weisses Nastuch hervor, ich kratzte es aus dem Boden, jedem ein schönes Stöcklein, und dass ihm ja kein Leid geschehe, nahmen wir noch gehörig Erde, dass das Nastuch zu einem stattlichen Bündel wurde. Eine Cyclame war es nicht, das sah ich an der Wurzel, Tante meinte das sei das Rhonetitteli, der Beschreibung nach das schöne Aronskraut. Was mag das für eine Pflanze sein?

Maria Stein

Nach der sorgfältigsten Verpackung ging es wieder den Berg hinauf, durch einen Busch hindurch und wunderlich, der Adlerhorst, der berühmte Wallfahrtsort war nicht gross. Ich meinte, er sollte z. B. noch einmal so gross sein, wie das Kloster Kreuzlingen, statt dessen war es viel kleiner und war auf einer weiten Hochebene ausgebreitet, nur Kloster und Kirche waren zu äusserst an den tiefen Abgrund hingebaut. Die anderen Gebäulichkeiten dehnten sich auf der Ebene aus, zwischen Feldern und Wiesen. Man war ganz erstaunt, einen so weiten Plan vor sich zu sehen. Der erste Besuch galt nun der Kirche. Sie liegt frei da am Kloster angebaut und es ist nicht von einem eigentlichen umgrenzten Klosterhofe zu reden. Mehrere Strassen mit Alleen führen zum Portale. Wir traten ehrebitig ein. Nach dem Reichtum der Steiner Herren erwartete ich Pomp und Pracht; nichts da, ein grüner Vorhang verdeckte die Herrlichkeiten des Chores, hinter dem eine Schar Geistlicher brudelte, d.h. mit schönen Basstimmen ihre lateinischen Gebete hersagten. Ein paar alte Weiber waren ihre andächtigen Zuhörerinnen, d.h. sie gafften uns an. Die Kirche ist zwar eine schöne Halle, die Dekorationen derselben aber alt und die äusseren Altäre so gewöhnlich als möglich;

aber kein Vergleich aushaltend mit der Klosterkirche in St. Gallen. Kein Gemälde aufweisend wie die Augustinerkirche in Konstanz, wo die Ellenrieder so schön darstellt den Heiland wie sie sich ihn denkt und wie er in ihr ein Bild hatte. Nachdem wir gehörig abgekühlt waren, die Tücher umgeworfen hatten, ging es hinunter in die Kapelle der Maria im Stein. Sechsendsechzig breite steinerne Stufen führten uns in einen langen magisch erleuchteten Gang. In die Felsen geschnittene Fenster liessen so viel Licht hinein, dass man die Masse aufgehängter Votivtafeln betrachten und bewundern konnte. Was das für Zeugs an den Wänden herumhing! Welche Gemälde von krepierenden Pferden, die wieder lebendig geworden, von Menschen, die Blutstürze bekamen und die die Mutter Gottes wieder zurecht gemacht, Arme, Beine und aller Tausend hing herum! So stehen die Akten noch um die Klöster her, wir sollten bald noch mehr erfahren. Wir traten in die Kapelle ein: Kühl weht's wie aus himmlischen Land. Was staune ich zuerst an, die Natur oder die Kunst? Der Natur, ihrem grossen Eindrucke weicht alles. Eine Naturhöhle hat keine bestimmte Form. Diese, welche ich beschreiben sollte, hat eine beträchtliche Höhe, die ich nicht beim Schuh schätzen kann, etwa 3 Mann hoch. Der erste Teil derselben hat Rautenform und wird hinten zu einem Sacke. Wie schön geschichtet die Felssteine aufeinander liegen! Wie kunstvoll gefügt die Spitzen und Ecken des Kalksteines in einander gehen! Wie soll man das beschreiben? Die Schattierungen der Steine selbst sind merkwürdig und jetzt, da an der Seite ist die Maria im Stein in die Wand der Höhle aus dem Stein geschnitten, wahrhaftig ein Kunstwerk. Mit dem Jesusknaben im Arm sieht sie so mild hernieder. Tausend und abermal tausende sind schon vor ihr gekniet in dieser Höhle, ich musste das Werk bewundern. Ich glaube auch, dass die Maria wahrhaftig von Gott ein reichbegabtes Wesen war, dass innere und äussere Reize sie geschmückt haben müssen, denn einen solchen Sohn, wie sie ihn erziehen half, erzieht keine beschränkte Frau. Und ich kann es mir nicht anders denken, als das der grosse Zug der grössten Liebe, welcher den Heiland erst zum Heiland macht, auch zusammenhängt mit der Mutterliebe, die Maria auszeichnet. Der Katholik geht zu weit in seiner Verehrung für sie, sagt der Protestant. Ich hob meine Augen zur Decke der Kapelle und musste lachen, dero priesterliche Weisheiten hatten

die Hälfte der wunderbaren Steingebilde austapeziert mit blumensternbesätem Papier, ein solcher Pfuscher ist der Mensch! Dieser grössere Teil der Höhle hat noch eine Seitenhöhle, die dunkler ist und gewölbter, ausgerundeter. In der Wand ist nun ebenfalls wieder eine Höhlung, mehr ein Loch zu nennen, vor dem ein Eisengitter angebracht ist. «Jetzt komm und sieh!» sagte Marie und schob mich wider Willen davor hin, es graute mir, ich sperrte mich vor dies Gitter, das eine schauerliche Gestalt vom Beschauer trennte. Da lag ein grosser hölzerner Heiland im Leichentuche, mit Ölfarbe weiss angestrichen, ohne Nase, ohne Backen, mit halbem Arm, das rohe Holz guckte überall hervor. Du armer Herr Christus! Zu was macht dich der Glaube, die Frömmigkeit! Der Anblick war mir entsetzlich. Jeder eifrige Pilger streckte den Arm durch das Gitter, suchte mit einem Messer einen Span zu erhalten von dem Bilde, von dem Holzheiland als Talisman für die Leiden der Erde. Im Laufe der Jahre hatte nun dieser Leib eine schreckliche Gestalt bekommen, Hände, Füsse, Gewand, Gesicht, alles eingebüsst; vor diesem Unfug stand die Protestantin sprachlos. Wir kehrten zum Altar der Maria zurück, einige Minuten später wandelten wir wieder zwischen den Blutsturzgemälden die Stufen hinauf an das Tageslicht. Vor dem Portale der Kirche begegnete uns ein altes gläubiges Weib und sagte uns, der Bruder Franz verkaufe Benediktuspfennig, sie seien gut für Bauchweh, wenn man sie anhänge, auch beissen einem die tauben Hunde nicht, wenn man einen im Sack habe. «Tun einem die toten Hunde auch nichts?» fragte ich. Ein gläubiges «Nein» aus der Herzentiefe des Weibes setzte uns in eine peinliche Lage. Tante unterhandelte bereits mit dem Bruder um Helgen und Pfennige. Der Franz sagte voll Andacht einen lateinischen Spruch her, den man beten müsse, wenn der Pfennig vor Bauchweh schützen sollte. Das Weib bekräftigte alles und wir Anderen konnten das Lachen fast nicht mehr bemeistern. Und doch war es der Ort nicht, wo man lachen sollte und je mehr das Weib an uns hin plärrte, desto komischer wurde die Geschichte. Die eingehandelten Pfennige waren verpackt und nun wollte die Tante den Bruder Lorenz bitten, uns ein bisschen den Conventssaal zu zeigen, was oft erlaubt wird. Im Klostergange roch es nach allem Guten; der Bruder Lorenz spazierte daher in seiner abgeschabten Kutte und musste die Bitten der Tante abschlagen: Der gnädige Herr hatte Besuch vom

gnädigen Herrn aus Besançon und das Abendessen war schon eingeläutet. Er erlaubte uns aber doch den Garten zu sehen und das Treibhaus. Der Garten war nicht gross, ausserhalb der Mauern von einem wunderschönen Efeurand umgeben, steinerne Treppen führten wieder zu einer Felsenstrasse hinunter, wo das Treibhaus war. Wieder eine mannshohe natürliche Höhle, die im Winter das Wasser nie gefroren halte. Von den feuchten Wänden herunter hingen zahlreiche Efeuranken, die malerisch dekorierten. Die Blumen und Gewächse des Gartens waren nicht sehr zahlreich auch nicht sehr fremdartig. Der gnädige Herr war nicht Freund derselben, währenddem andere früher grossen Luxus damit getrieben hatten. Wir mussten uns für die genossene Gunst noch beim Bruder Lorenz bedanken, denn der Anblick, den die gegenüberliegenden Felsen gewähren und die schwindelnde Tiefe des Abgrundes, ob dem das Felsgärtlein hängt, war sehr bemerkenswert gewesen. Der Bruder schlängelte wieder zu uns heran, strich den Dank ein, war freundlich, war pressiert, musste schnell fort, konnte aber nicht fortkommen und stüpfelte die Bertha immer mit dem Ellenbogen und sagte: «Joa, jetzt muss i aber gehn.» Der Lorenz hatte seine Sache gut gemacht. Es begegneten uns noch drei geistliche Klosterherren, die gar freundlich und höflich grüssten. Tante zeigte uns noch das «Weiberhaus». «He jo! Jemand muss doch die Kutten waschen und flicken und die Herren in der Ordnung halten!» – «So, so, aha! So, so!» – So kamen wir zum Wirtshaus, wo uns Christoph bereits erwartete und über unsere Abenteuer herzlich lachte.

Auf der Landskron

Nach kurzer Ruhe machten wir uns wieder auf den Weg. Tante ging Flüh zu, wir der Landskron, die eine starke Viertelstunde entfernt lag. Der Weg ging auf der Hochebene fort gegen Norden und führte fast eben zu der Landskron hin. Unterwegs musste ich vor einem Eichenwäldchen Halt machen. Meine Person hatte noch nie einen Wald gesehen aus lauter Eichen bestehend. Ein wunderhübscher Anblick war es, die Abendsonne durch das junge Grün der Eichenblätter spielen zu sehen. So war der Druidenhain in der «Norma», dessen Bild so unvergesslich in mir lebt. Die schöne Oper wurde mir



Musikverein Biel-Benken 1903

wieder in das Gedächtnis gerufen durch diese schlanken und doch knorrigen Stämme. Ein Tannenwald verdrängte die Ansicht des Eichenwaldes und schon lag der letzte Steig des Berges vor uns, auf welchem die Ruine, man darf wohl sagen, thronte. Kolossal stand sie vor uns. Der Schliesser wurde gerufen, sein liebes Schwein kam uns freundlich entgegen und machte uns das Vergnügen, uns ein Stück weit voraus zu spazieren. Der gute Schelm wurde dann arretiert und wir stiegen zu den Ruinen empor. Es sind die grössten, die ich bis jetzt gesehen. Welche Steinmassen jetzt noch aufeinander liegen! Ein Turm wurde unversehrt gelassen als Zuge der Vergangenheit und als Zuge, was es für ein Werk war, diese Festung zu schleifen. Die Franzosen mussten es 1814 selbst unternehmen, weil sie zu nahe an der Grenze war. Im Schlosshofe ist ein viele hundert Füsse tiefer Ziehbrunnen, ein Gärtchen schmückt einen anderen Hof; es sind mehrere da mit zum Teil noch hohen Ringmauern. Es ging eine nasse Treppe in die Höhe auf eine grosse Mauerterrasse, wo das Tal in seiner Lieblichkeit sich vor uns ausdehnte. Wilde Stachelbeersträucher, wilde Äpfel- und Birnenbäume klebten an

den Wänden. Das wilde Gelbrieglein und unser Geduldblümchen zierte das Gemäuer so nett. Diese Pflanzen deuten auf ein wärmeres Klima als wir haben, denn niemals habe ich bei uns etwas von diesen genannten Blumen entdecken können. Es ging durch ein dunkles Loch in einen Turm hinein; wie gangbar diese Treppen waren, und wie beschreibe ich das Rondell des Burgverliesses? Der Gedanke an die Unglücklichen, die hier lebendig begraben ihrer Freiheit nachweinten, trieb mich hinaus auf die weiter in die Höhe steigende Treppe, auf den Turm selbst. Das ganze Tal wurde sichtbar, Leimen, der erste französische Ort lag gerade vor uns in der Niederung, Benken, Biel, Oberwyl, Therwyl leuchteten im Abendglanze. Der Rhein schimmerte zart durch den Nebel, der leider die Fernsicht verwehrte. Die Vogesen waren nicht zu sehen, auch die Schwarzwaldburg nicht; hingegen lag der Gyshügel mit seinen hohen Weinstöcken um so heller vor uns. Der Abend sank hernieder, wir mussten scheiden und die Treppen hinunter und dann den Berg hinunter gehen, wo er steil war. Du lieber Himmel! Da gab es Wendungen und unwillkürliche Körperdrehungen bis wir auf ordentlichem Wege waren, der dann durch schönen Niederwald führte, wie ihn der Jura so oft aufweist.

Zurück nach Benken

Wir erreichten Flüh von einer anderen Seite her und dann Benken wieder. Die Beine waren müde geworden, denn der Hochzeitstanz steckte noch einwenig darinnen. Tante hatte das Rhonetitteli glücklich heimgekrant, niemand konnte die seltene Pflanze erkennen; aber das Rhonetitteli sei es auf keinen Fall, explizierte der Onkel. Ein Stück Rehschlegel von der Hochzeit her stärkte unsere Kraft für den folgenden Tag.

Besuch in Basel

Der traf uns früher wach. Wir mussten nach Basel um Berthas Kiste einzupacken. Der Sepp schob den Koffer vor uns hin bis Therwyl, wo wir in den Postwagen stiegen um bald an Ort und Stelle zu

sein. Um 10 Uhr waren wir in der Stadt und hatten noch verschiedene Sachen zu besorgen, die uns die Zeit raubten. Nun sollte ich dir nach den Regeln der Logik die Stadt Basel beschreiben, allein, das dünkt mich überflüssig. Bessere Beschreibungen, als die Meinige befinden sich überall in verschiedenen Blättern des In- und Auslandes und hast du deren wohl auch schon gelesen. Ich will dir nur kurz von einigem erzählen, das ich beschauen ging. Da ist das Bahnhofgebäude der Central- und französischen Bahn ein ausgezeichnete Bau. Es sind die Mengen von Gärten und sehr geschmackvoller Anlagen, welche auf der Seite gegen die Landschaft Basel reizend machen. Hingegen sonst wollte es mir nicht recht gefallen, der Kot auf den Strassen, die unschönen Gesichter, der mürrische Ton im Verkehr. Es war nicht das Heimelige, welches einem im Baselland entgegenkommt. Und doch zieht der Städter die Nase, er ist besseren Teiges als der Landschäftler. Es wurde mir klar, warum Stadt und Land nicht gut mit einander Hausgehalten haben. Ich besah mir die Gewerbehalle, welche sehr schöne Sachen zum Verkaufe bietet. Ich besah mir das Münster, diese erste Zierde der Stadt, aus rotem Sandstein auferbaut und innen frisch ausgemeisselt. Sein Bau ist kühn aufgeführt, seine Türme sind stolz in die Luft ragend, seine Pfeiler stützen das Gewölbe der Kirche so fest und schön geformt. Kanzel und Stühle sind alles neu und gut eingerichtet. Eine Seitenhalle weist viele Grabmäler von Rittern und hohen Personen auf, die dem Münster freundlich gesinnt waren. Der nebenan gebaute Consilienzaal ist ein Ort, der Geschichte hat und wo die geistlichen und weltlichen Oberhäupter sich zankten. Wem muss da das Herz nicht aufgehen an solchen Stätten? Der Saal verwahrt den Kirchenschatz, vor dessen Glanz und Pracht ich verstummen musste. Diese Monstranzen, diese Kelche und Gefässe, schwer von Gold und Silber mit kunstvoller Arbeit, die man zum Gottesdienste nötig hatte, würden, ich glaube es, den bescheidenen Weisen aus Nazareth selbst überraschen, wenn er vor sie hinträte. Wäre nicht der Stifter der Religion der schneidende Gegensatz zu diesen Sachen? Weiters ist im Saale eine Abteilung der altertümlichen Sammlung die sich dann noch in einem unteren Zimmer ausbreitet, aufgehoben, Gyps- und Steinabdrücke. Unten sind dann Geräte, Waffen, Seltenheiten aus keltischen, gothischen, allemanischen Zeitaltern. Viel zu viel für einen flüchtigen Besucher, da sollte

man Stunden zu verweilen haben, wenn man Nutzen ziehen sollte. Das Modell der alten Rheinbrücke ist gar nett gemacht. Jedoch die grösste Zierde des unterirdischen Gemaches ist der Lällenkönig. Dieser schöne Kopf verdreht die Augen und streckt alle Minuten die Lälle hinaus, dass man sich fast fürchtet. Dieser König zog mich hauptsächlich hieher und darum musste ich ihn auch gehörig ansehen. Die Schliesserin pressierte und führte uns durch den Kreuzgang wieder in die frische Luft. Dieser Kreuzgang ist eine grosse Merkwürdigkeit. Ein Gang in Hufeisenform gegen die Strasse gemauert, nach innen gegen den Hof geöffnet, war er Begräbnisplatz der Stadt Basel. Grabschrift an Grabschrift hängt an der Wand und auf dem Boden ist jede Steinplatte ein Grabstein mit eingeschnittener Schrift. Der Eindruck, den man empfängt ist melancholisch. Um so schöner öffnet sich einem die Aussicht auf der Münsterterrasse, die herrlich ist. O du schöner Rhein! Wie rasch sind seine Wellen noch, wie frisch und jugendlich zieht er seinen Weg mit einer grossen Wassermasse. «Gotthardt's grosse Bueb, doch wie ne Rotsherr vo Basel, stolz in sine Schritte, und schön in sine Gebärde.» Lange streckt sich die Stadt seinen Ufern entlang, Kleinbasel liegt anmutig gegenüber. Offenbar ist es der Rhein, welcher Basels grösste Schönheit ausmacht. Der Kirchenschatz war vergessen, als der Rhein vor meine Augen trat. Wir passierten die Rheinbrücke und dann noch die kunstvolle Fähre, ehe wir in den Laden des Herrn Ostermann zurückkehrten. Wir hatten keinen Hunger, assen nichts zu Mittag, packten die Kiste ein, was wie immer eine niedrige Arbeit. Endlich war alles in Ordnung. Wir tranken den Kaffee und wanderten wieder aus zum Steinertor, das neben dem Kloster an der Steinen ist, in welchem Gertrud von Wart ihr treues Leben vollendete. Am Steinertor war eine Wirtschaft, der Sammelplatz der Benkemer. Es war gerade Fraufastenmärt und da stiessen wir zusammen, ein Bruder vom Christoph, der Metzger im Dorf, der gleich galant war und uns mit dem Niggi Brodbeck die Bündtel abnahm, wir hatten zu tragen. Die Gesellschaft schwoll auf 11 Personen an. Voraus zog ein Ehepaar mit zwei Schweinen. Das kleine trug die Frau auf dem Arm, das andere trieb der Mann mit einer Rute fürbas unter stetem Gegrünze. Der Niggi trug einen Bündel an einer Worb, der Metzger einen an seinem Stecken, der eine hatte ein Butterfass in der Hand, der andere hatte den Kram im Korbe. Jeder war landwirtschaftlich

bewaffnet und der Niggi behauptete, man könnte nicht heuen, wenn es keinen Fraufastenmärt gäbe. Wir trappten mit. Unter heitern Gesprächen ging es über Binningen hinaus über die Hoche-strass nach Biel und Benken. Es ist bei gutem Wetter ein sehr schöner Weg, man übersieht das Birs- und Leimental zugleich. Der anderthalb stündige Spaziergang war sehr angenehm und in der frohen Gesellschaft verkürzte sich der Weg. Zu guter Zeit langten wir in der Mühle an, um der jungen Frau unsere Haussteuern zu bringen. Sie freute sich der Geschenke, der Christoph holte den Krug, dessen Inhalt wir nicht verschmähten und hatten dann unsere müden Leiber zum Herrn Onkel in das Nachtquartier zu tragen.

Der zehnte Tag

Der zehnte Tag meines Besuches war ein Tag zum Ausruhen, ein Samstag, ein Sabbath. Ein wunderschöner Maitag glänzte am Himmel. Die Blumen schlossen ihre Kelche auf und die Tauben umgurrten das Haus. Wir gingen in das Gartenhaus um zu stricken und zu schwatzen. Es ruhte sich so prächtig aus, man hatte noch viel zu sprechen vom Bruder Lorenz und seinem spitzigen Ellenbogen und der Hauptstadt von Basel. Tante sass bei uns, die Kinder umspielten uns und zupften die Blumen auseinander. Wir erzählten uns gegenseitig aus der Vergangenheit, deren jede eine hinter sich hatte. Jedes Herz hat seine Geschichte und jeder Mensch wird in diejenige der Andern, manchmal mit Willen, manchmal willenlos, hinein verflochten. Du kennst meine Vergangenheit, Tante erfuhr nur einige Bruchstücke. Der Mittag kam mit seiner Glut, der Abend mit seiner Kühle und wir freuten uns des stillen glücklichen Tages, den wir damit beschliessen wollten, das Anneli von Therwyl noch ein Stück Weges heim zu begleiten. Über diese Person noch einige Worte. Das Anneli ist eine Näherin, mit der Art und Weise wie die Marie im Schlipfenberge eine war. Einfach, bescheiden, tief religiös bringt sie ihr Leben nebst den Forderungen ihres Berufes den Kranken. Selbst mit einem Herzleiden behaftet, versteht sie sich auf die Pflege derselben. Sie half der Marie ihre Aussteuer machen, hütete Kind und Haus über die Hochzeit und musste nun wieder heim nach mehrwöchiger Anwesenheit im Hause. Obgleich Katholikin

ist nichts von Irrwahn bei ihr zu bemerken, überall brachte sie Frieden, waltete sie verständig, umschloss alle mit Liebe. Auch uns als Basen der Marie, als Nichten der ersten Tante, von denen sie unsere Namen längst kannte, nahm sie freundlich an, ihr Umgang tat einem so wohl. Jeder Satz, den sie sprach, war gewählt und Zeuge eines erfahrenen, geläuterten Gemütes. Ich sah sie so gerne in ihrem weissen Häubchen unter dem Fenster sitzen und nähen. Wir gingen an ihrer Seite den Weg nach Therwyl. Sie erzählte uns viel von unserer eigentlichen Tante, wie sie zwei die besten Freundinnen zusammen gewesen seien und wie schwer für alle die Zeit war, als die Tante an Schwermuth litt. Sie harrte bei ihr aus und war dann nach ihrem Tode der Marie eine treue Ratgeberin und stille Stütze bis sie in die Führung des Haushaltes noch vollends eingeweiht war. Jetzt hatte sie die grösste Freude an Marie's ehelichem Glücke. Denn sie theilte das Leid des Hauses, sie theilte die Freude desselben nun auch. Wir begleiteten sie weit, es dunkelte, wir mussten uns für immer wahrscheinlich von ihr verabschieden. Nachdem wir einander das Beste, was wir wussten, angewünscht hatten, gingen wir der Heimat zu, wo eine Tasse Chocolate unser wartete, die aber im Verein mit einem Schoppen Wasser, das schwefelhaltig war, mir eine schlimme Nacht bereitete. Der Benedictuspennig lag auf der Comode, statt dass ich ihn am Halse trug, und darum konnte er das eingetretene Übel nicht abwehren.

Weil ich kein Geschäft zu versäumen hatte, blieb ich ein paar Stunden länger liegen. Dergleichen Anfälle waren mir nichts Fremdes und sie dauerten nie an, wenn ich nicht unnötiger Weise der Gesundheit etwas entgegen tat. Wir waren in die Mühle zum Mittagessen eingeladen. Wir verfügten uns hin. Des Mahles Schmachhaftigkeit zu kosten, musste ich andern überlassen. Wenn der Magen rebellierte, so duldete er sehr wenig Nahrung. Wir speisten in den Zimmern der jungen Frau und nach aufgehobener Tafel wanderten wir aus; der Besuch galt der Höhe des Gyshügels, an den sich Benken mit seinem Weinberge lehnt. Der Weinberg war wunderlich zu schauen. Solche Rebstecken heisst man bei uns «Stiggelen» und die Bögen waren alle in Brusthöhe angebracht; der Boden war nur flüchtig aufgehackt. Überhaupt müssen sich die Leute nicht so quälen, wie hier bei uns, um dem Boden einen schönen Ertrag abzugewinnen; der rauhe Ostwind hat lange nicht die

Kraft wie an den Geländen des Bodensees. Diese hochgestellten Reben lächerten mich. Christoph nahm sich die Mühe mir zu erklären, dass bei ihnen nur das Rebschoss Trauben trägt, welches auf dem alten Holze ist, das alte Holz steigt nur alle Jahre um einen Schnitt. So wird die Rebe hoch und der Stecken muss noch höher sein, zum Wimmen braucht sich niemand zu bücken, und der produzierte Wein schmeckt ja trefflich. Von der Höhe lag Benken wirklich reizend vor uns im Tale, und ringsherum alle halbe Stunden weit ein Dörfchen mit eigener Pfarrkirche aus Baum und Wald hervorblickend. Westlich blühte Frankreich, südlich grünte Solothurner Gebiet, südöstlich das Schwarzbubenland und die Aussicht nach Osten gegen Gempenstollen genossen wir erst, als wir dem Hügel nach durch den Wald zogen, Biel zu. Mariastein blickte nebst der Landskron stolz vom Felsen zu uns herab. Schwarze Wolken umzogen den Berg, drohten aber doch kein Gewitter, verdüsterten nur den Himmel. Als wir betrachtend vorwärts spazierten, rief uns eine Stimme von unten her. Es war Frau Schaffner, die mit ihrem Manne und dem Kindlein auch spazierte; sie schlossen sich uns an und überredeten uns, der Höhe des Hügels entlang mit ihnen nach Biel zu gehen. Der Vorschlag wurde angenommen und da ging es durch einen reizenden Wald an einer grossen Sandgrube vorbei; die einen sehr hübschen Anblick gewährte. Wir trafen auch hier Pflanzen, die bei uns nicht heimisch sind. Wer nennt die Namen? Der Wald senkte sich wieder beinahe bis zum Schulhause Biels, wo wir dann noch eine kurze Einkehr machten. Wir durften nicht versprechen noch einmal zu kommen und so nahmen wir denn von dieser artigen Familie Abschied in ihrem Hause. Christoph liess sich aber nun von ihnen auch wieder heimbegleiten und so brachten wir der Tante eine Abendgesellschaft zu, die sich bald vor das Haus setzte, bald im Garten sich erging, kurz, es war ein gemütlicher Abend. Wir suchten unser Glück im Klee des Gartens. Herr Schaffner konnte nichts Vierblättriges erhaschen. Ich erwischte drei, vier solcher Dinger, ja sogar ein fünflappiges Blatt. Herr Schaffner hatte sich in Wettingen zum Lehrer ausgebildet und kannte mehrere thurgauische Lehrer, von denen ich auch wusste, z. B. Herrn David Ribi. Mit der Sonne verschwanden auch die Gäste und wir traten in das Haus ein um dem kalten Abendhauche auszuweichen.

Leimen–Hagenthal

Schwere, düstere Wolken umhingen am folgenden Morgen den Himmel, man wusste nicht was werden wollte, Gewitter, Regen oder Sturm. Der Onkel hatte einen wichtigen Patienten in Hagenthal zu besuchen und wollte uns das Vergnügen machen, uns mitzunehmen, wenn das Wetter auch irgendwie es möglich machte. Nach Tische sollte die Reise vor sich gehen. Das Wetter machte sich den Vormittag über nicht gut und nicht schlecht, und wir mussten nicht auf das Vergnügen verzichten, die Spazierfahrt zu machen. Es wäre aber auch ärgerlich gewesen, nicht weil Hagenthal eine berühmte Stadt ist, sondern weil es zum ersten schon im Kaisertum Frankreich liegt und zum zweiten fast ausschliesslich von Juden bewohnt war. Ich wollte gar gerne einmal ein ganzes Dorf voller



In den Biel Reben, Hüsl Holle, altes Rebhaus.

Jüdlach sehen. Bertha und ich stiegen in die Chaise, der Onkel dazu. Diesmal ging es dem Westen zu durch die Mitte von Benken nach Weisskirch. Einige hundert Schritte vor Benken stiessen wir schon auf den französischen Grenzpfahl. Weisskirch sind nur einige Häuser, der dortige Senn liefert uns Milch und Butter. Die Strasse wurde holperig, Napoleon befährt sie wenig und somit hat es nichts zu sagen, ob sie in Ordnung sei oder nicht. Wir kamen nach Leimen, wahrlich ein Dorf aus Leimen gemacht. Fast ohne Unterschied waren alles traurige Hütten aus Lehm gebaut, die Riegel der Wände waren krumm und schrecklich symetrisch gefügt, die Giebel hoch und spitzig, die Fenster, ach wie sparsam! wegen der Steuer, die der Kaiser vor jedem Kreuzstocke zieht. Es gibt Häuser, die auf einer Seite die Haustüre haben, in den anderen drei Seiten jedesmal ein kleines Fenster oder Guckloch, wie man es heissen will. Hier prunkt und funkelt das Kaiserreich nicht, la grande nation muss in einem anderen Teil de la France wohnen. In Leimen drehte sich die Strasse nach Norden, dieselbe wurde nun gut und wohl gebahnt. Es ging ziemlich in die Höhe durch den schönen Hagenthalerwald, voller Eichen, Buchen, Tannen, welche Holzart man nur sehen wollte. Onkel war ausgestiegen und hatte den nähern Fussweg eingeschlagen und so hatten nun wir das Fuhrwerk zu lenken. Der Männi war brav und des Weges kundig, und wenn man schon «Hey!» rief, so wurde er nicht galoppsüchtig. Auf der Höhe übernahm unser kräftiger Führer das Regiment wieder. Da ging es besser den Berg hinab in ein kleines Tälchen hinein, wo Hagenthal darin lag, wie ein Eiertätsch in der Pfanne. Die Strasse führte in einem grossen Bogen aus dem Walde heraus, und das machte, dass man das Dorf gar nett vor sich zu sehen bekam. In Bälde hielt unser Fuhrwerk vor dem ersten Hotel bei Herrn Haberthür. Die kleine, runde, wie abgedrehte, lebhaftige Frau Wirtin empfing die Mamsellen gar freundlich, führte sie in das Wohnzimmer, nicht in die Wirtsstube, liess gleich ihre im Dorfe verheiratete Tochter uns zur Unterhaltung rufen, servierte uns Wein, Syrup, gute Sachen, so süss wie es nur der Franzose liebt. Madame Valar, die Tochter erschien, ein schönes Frauenzimmer, die so gefällige Manieren hatte, das Gespräch so leicht und geschmeidig lenkte, dass man schnell heimisch war bei ihr. Sie erzählte uns viel von dem Tun und Treiben der Juden, die überall die Gleichen sind, mit denselben Tugenden mit denselben Fehlern.

Das alte Geschlecht, wie die Bibel es schildert, wie die Weltgeschichte es zeichnet. Wir wollten ein bisschen selber sehen und einen Gang durch das Dorf machen. Eine gerade Strasse führte durch dasselbe hinab parallel mit einem Bache, der von Gänsen wimmelte. Ganze Züge Federvieh stolzierten auf der Strasse, umschnatterten die Häuser. Grosse Gänsefamilien badeten im Bache oder flogen einem Kind entgegen, das sie lockte. Alte und junge Jüdlach sassen vor den Häusern, Kinder, alte und junge Weiber standen herum mit Nichtstun oder mit Stricken beschäftigt. Keines verleugnete seinen Ursprung; je älter das Gesicht, je mehr das Fremde darin ausgedrückt war. Von dem grossen Putze, den die Weiber alle Schabbis entfalten, konnte man nur den Schmutz sehen. Wir waren im Elsass, im Vaterland der Gänse, wir waren in Hagenthal und gafften die Juden an und sie uns. Dann gingen wir einem Fussweg entlang auf die Kirche zu, die ganz in der Nähe des Gasthauses und der Dovane war. Wir traten in die Kirche, höchst einfach, finster, trübe, Kruzifix und ewiges Licht deuteten auf die katholische Konfession. Ein wunderlicher Kirchturm war das, aus Brettern zusammengemacht. Wir traten auf den Kirchhof hinaus und trauten kaum unseren Augen: Da hingen gerade vor unserer Nase, unsere Hände konnten sie ja greifen, gross und schwer die sämtlichen Glocken an ihrem Stuhle unter einem kleinen Dache in einer Ecke des Friedhofes. Man sah, dass sie nicht erst seit gestern da waren, die Glockenseile hatten schon Regen und allerlei gesehen. Auch solch zentnerschwere Steinplatten als Grabsteine hatte ich sonst auch noch nirgends gesehen. Da kann einer lupfen am jüngsten Tag, wenn er wieder heraus will. – Wir mussten an das Umkehren denken und wollten den nächsten Weg zum Hause nehmen, aber ohwehe, zwei böse Gänseriche schnatterten auf uns zu und sperren das Gässchen. Ich meinte, die Kerle werde man nicht zu fürchten brauchen und schritt tapfer auf sie los. Der erste wich aus, zürnend und erbost. Aber der zweite bereitete sich zum Fluge und stürzte uns entgegen. Angst überfiel uns, der Heldensinn war gebrochen und wir schossen wie Pfeile rückwärts zum Gässchen hinaus, aus Furcht vor einer Gans. Der Satan sprang uns noch nach, erwischte uns aber nicht und konnte dann nur noch schnattern und lällen. Der Gänserich N°1 musste vor uns her Pech geben. Unter Lachen kamen wir in das Wirtshaus zurück, wo der Kaffee uns erwartete, und bei des-

sen Geniessen wir das Erlebte erzählten, auch der Glocken nicht vergassen. Da kam es heraus, dass der Turm morsch war, die Regierung darum befohlen, man müsse den Glockengestuhl herunternehmen. Die Hagenthaler hatten kein Geld zu einem neuen Turme, die Regierung brauchte das ihrige zu anderen Zwecken und somit müssen die Glocken im Parterre sitzen, bis Einstweilen sein Ende erreicht. Die Zeit war vergangen, der Patient war besucht und wir mussten nach Hause zurück. Frau Haberthür und ihre Tochter hatten die Mamsellen gut bewirtet, noch besser unterhalten, so dass die Mamsellen recht zufrieden aus dem Hause schieden. Der Weg führte uns an einer neugebauten Kapelle vorbei, deren Entstehungsgeschichte einen wunderlichen Eindruck auf Jedes machen muss, das meinte, im 19^{ten} Jahrhundert seien die Kultur und die wahre Bildung auf eine erhebliche Stufe gestiegen. Onkel erzählte uns, dass vor wenigen Jahren in Hagenthal ein Schneider war, der einen kranken Sohn hatte, der immer an der Krücke gehen, manchmal gar getragen werden musste. Hier an der Stelle der Kapelle stand ein hölzernes Kreuz, zu dem er alle Tage beten ging oder sich hingetragen liess. Der Gang wurde dann auch dazu benutzt, die Vorübergehenden anzubetteln, was dem Vater einträglich vorkam. Eines Tages trat er mit anderen Kindern die Wallfahrt zum Kreuze an und wurde hülflos von einem umgestossen. Er blieb eine Weile liegen, nachher konnte er sich allein aufrichten und ohne Krücken nach Hause gehen. Onkel, als Arzt, sagte, der Knabe habe ein Geschwür gehabt, das nachdem es reif gewesen, durch den Fall sich geöffnet hatte, und darum hätte der Junge dann wieder ohne Krücken gehen können. Der Schneider und die gläubigen Hagenthaler schrieben dies Wunder der Muttergottes zu. Der Lärm ging los, ein Opferstock wurde neben das Kreuz gestellt und die Wallfahrten wollten kein Ende nehmen, und jeder wollte den geheilten Knaben schauen. Der Alte machte gute Geschäfte und baute aus dem Überfluss zu Ehre Gottes und der Maria die Kapelle. Und das geschah kürzlich, so weit sind die Katholiken in dieser Gegend vorgeschritten. Der Onkel zeigte uns auf einem westlichen Hügel das Türmchen einer Kapelle zu deren Brunnen am Walpurgistag eine Menge Mütter ihre kranken Kinder tragen, sie dreimal nach einander in dem eiskalten Wasser auf- und niederziehen, und das hilft dann von der Krankheit. Wo finde ich la grand nation, die mir auf jedem Blatte eines

französischen Schriftstellers entgegentritt? – nicht hier, sie muss wo anders sein. La France hat auch noch Mängel, so gut wie andere Völker, obgleich einzelne Köpfe intelligenter sein mögen, als die bêtes allemands; wer will das verkennen? Über all diesen Gesprächen waren wir wieder nach Benken und vor die Granatbäume hingekommen, wo der Sepp den Mäni liebevoll ausschirrte und ihn mit guten Worten in den Stall führte, denn er war gewöhnt toujours mit dem Pferde zu sprechen.

Ein leichter Wind hatte über Nacht die Wolken verjagt und in erneuerter Schönheit war ein Maitag aufgegangen. Es folgte am Morgen grosse Beratung wegen der nun immer näher kommenden Heimreise. Tante wurde Meister mit ihrer Ansicht und ihren Plänen. Sie wollte heute noch einmal mit uns nach Basel gehen und dann anderentags nach Witterswyl. Denn in Rom sein und den Papst nicht sehen, sei das Reiseziel verfehlt, meinte der Onkel und dann sei es früh genug, wenn wir am Donnerstag heimkehrten. Wir gaben die Zustimmung.

Basel–Witterswyl

Nachdem wir den Brief abgeliefert hatten, der uns zuhause anmelden sollte, rüsteten wir uns zur Fahrt in die Stadt. Wir hatten noch einzelne Kommissionen zu besorgen, Bertha hatte sich bei ihren Bekannten noch zu verabschieden und ich hatte noch wenig von der Stadt gesehen, das Münster ausgenommen. Voll Pläne waren wir und hatten den Tag pünktlich im Voraus eingeteilt. Aber nun, wir sind marschfertig; die Amazonen stehen wieder auf! Tante, die grosse Frau, eine imposante Erscheinung, trat vor mit der kurzen Reitpeitsche in der Hand: Venez, mes dames, einsteigen! Wir hatten grosse Toilette gemacht und füllten die Chaise mehr als aus. Das hättest Du sehen sollen! Die drei Köpfe, die Tante als Kutschner. Es stand ihr ausgezeichnet. Sie hatte in München das Reiten gelernt und verstand es auch, den Wagen zu lenken. Es ging in scharfem Trabe vorwärts den bekannten Weg zur Stadt über Therwyl, Bottmingen und Binningen. Du kannst dir denken, dass wir Aufsehen erregten. In den Dörfern der Landschaft ging es noch so an, aber als wir uns der Stadt näherten, da gab es Beschauer. Wir mussten

unaufhörlich lachen. Es begegnete uns kein Herr, der nicht stille gestanden wäre und dem genialen Fuhrwerk nachgeblickt hätte. Einige zogen sogar die Lorgnetten, um unsere Schönheit recht genau zu prüfen. Denn schön war doch der Anblick von drei so mutigen Schweizerinnen, die sich 1½ Stunden weit wagten mit einem so lebhaften Gaul. Wie waren wir froh, als wir in der Steinen anlangten. Wir machten zuerst Besuche mit der Tante, dann trennten wir uns von ihr und gingen dann erst zum Photographen, nachher zu Herrn Ostermanns in das Landhaus, welches sich über dem Rheine befindet. Wir benutzten die Fähre, aber trotzdem war der Weg noch weit und bei einem Abschiedsbesuch kann man auch nicht so gar eilig tun. Es wurde hoher Nachmittag, bis wir in den Laden kamen und Abend, bis wir unseren schuldigen Besuch bei Frau Herzog-Scheitlin, die der Bertha immer gar freundlich gesinnt gewesen war, gemacht hatten. Frau Herzog empfing uns als Freundin unserer Mutter selig und hielt uns lange hin. Sie hatte im Thurgau viele Bekannte für die sie sich interessierte und da sie wenig Verbindungen dorthin hatte, so freute sie sich Nachrichten von denselben zu erhalten. Wir mussten, mussten fort, und es war Zeit, die Tante aufzusuchen, an Basels Kunstschatze durfte man nicht mehr denken. Nachdem wir Tante gefunden hatten, machten die Grazien nicht lange, sonder fuhren sausenden Fluges zum Tore hinaus, denn die Nacht wollten wir doch nicht abwarten, wegen dem Umleeren. Die Rückreise ging aber so vortrefflich wie die Fortreise und als wir heimkamen, hatten wir keinen kleinen Hochmut auf unsere Kutschnerin und auf unsere Fahrt und auf die lieben Baslerherren, die uns angelacht hatten. Auch die uns zu Hause erwarteten, freuten sich unserer fröhlichen Heimkehr.

Der letzte Tag in Benken

Der Mittwoch, der letzte Tag, den wir nur noch in Benken zu erleben hatten, wollte recht gut benützt sein. Man musste alles noch einmal in sich passieren lassen, was man erlebt hatte und Neues gesehen und gehört hatte. Man musste Adieu sagen, musste sich zum Abreisen einrichten. Wir erhielten Blumenstöcke zum Andenken und das Rhonetitteli musste auch verpackt werden nebst den ande-

ren Effekten. Wir gingen des Vormittags in die Mühle um Abschied zu nehmen und mussten noch eine Einladung zum Kaffee annehmen. Um zwei Uhr trafen wir wieder bei der jungen Frau ein, Tante und Lineli und wir zwei Schwestern.

Bei Pfr. von Arx in Witterswyl

Wir durften nicht mehr lange ausruhen, sondern mussten uns eilen, um nach Witterswyl, das schon im Kanton Solothurn liegt und ein katholisches Pfarrdorf ist, zu gelangen. Marie Brodbeck hütete nun unser Haus und Tante zog mit dem Lineli als Mentor voraus, um uns dem geistlichen Herr entgegen zu führen, den wir noch kennen lernen sollten. Wir waren voll Erwartung und voll Freude, eine so interessante Persönlichkeit zu sehen. Der Weg führte über das Benkenfeld, durch ein wunderschönes Roggenfeld, in dem ein sanfter Wind Welle um Welle vorwärts trieb. Hoch und schlank schlugen uns die gräulich-grünen Ähren in das Gesicht, ja überragten uns manchmal so, dass sie uns auf die Hüte schlugen. Der ganze Weg nach Witterswyl ist höchstens eine halbe Stunde und zieht langsam ein wenig in die Höhe auf eine schöne Wiese, von welcher aus man dann auf das Dörfchen herunter sieht, das ganz in Bäumen versteckt im Grunde des Tälchens liegt. Eine herrliche dunkelgrüne Saat umgab dieses von Ost und West und im Süden stieg der Jura auf mit seinem schönen Walde. Die Häuser füllten die Sohle des Tales fast ganz aus. Es war ein netter Anblick, und wenn man rückwärts sah über den wogenden Roggen hinaus, so gewährte man Benken, Biel und Oberwyl lieblich an den Gyshügel hingelagert. Munter ging es den Hügel hinunter auf das Pfarrhaus zu. Von seiner Schönheit, wie von der Schönheit des Dörfleins ist nicht zu sprechen, aber von seiner stillen Einfachheit, seinem Frieden, von dem muss man reden. Eine steinerne Treppe, deren eisernes Geländer mit verschiedenen blühenden Schlingpflanzen umwoben war, führte uns in den Hausgang, wo uns gleich Jungfer von Arx, die Schwester des Herrn Pfarrer gar freundlich empfing. Der Herr Pfarrer selbst hatte noch Amtsgeschäfte. Sie führte uns in ein Zimmer, bot uns Sitze und bald stand ein schöner, roter Wein vor uns nebst Wasser und der Zuckerdose. Sein Geschmack verkündigte, dass seine Heimat im



Basel um 1840

Süden sei, er machte die Gedanken vifs. Jungfrau von Arx war schon eine ältere Person und besorgte mit einer jungen verwandten Tochter die Haushaltung. Das Geschwisterpaar stammte, wie der Name beweist, aus einer uralten Adelsfamilie, die zwar längst mit dem Volke verschmolzen war, wie wir ja in der Schweiz noch viele solche Geschlechter haben. Die Unterhaltung drehte sich um die junge Frau Brodbeck und um die Nichten der Tante, bis der Herr Pfarrer unter der Türe erschien, sich entschuldigend und uns herzlich willkommen heissend. Er setzte sich in unseren Kreis und machte schnell unsere Bekanntschaft. Bei solchen Menschen geht das so leicht und versteht sich alles wie von selbst. Er war ein hoher aufrechter Greis mit gesunder Farbe und weissen Haaren. Niemand würde aber glauben, dass er die siebzig schon überschritten hätte, nur ein leises Zittern der Hände brachte einem auf die Vermutung, dass das reifere Alter in der Nähe sei, trotz der geistigen Frische, deren sich der Herr Pfarrer nebst einer guten körperlichen Gesundheit zu erfreuen hat. Mehr als meine Worte sagen können wird eine

kurze Erzählung die Tendenz klar machen, welche dieser Geistliche befolgt. Mariastein hat eine Klosterschule, die aber, die Musik ausgeschlossen, nicht stichhält mit dem Fortschritt der neuen Wissenschaft und die Schüler derselben tragen ein eigentümliches Gepräge. Diese Schule wird von den Steinerherren geleitet, wie überhaupt der Benediktinerorden nicht sehr strenge ist und die Herren auch manchmal an vakanten Pfarrstellen aushelfen. Pater Franz Sales wurde seiner Zeit in das Elsass als Pfarrverweser geschickt. (Der Sepp war Gärtnerbursche gewesen im Kloster und hatte den Pater Franzelesi noch ganz gut gekannt.) Er hatte eine schöne, junge Französin aus gutem Hause zur Bedienung und da begab es sich, dass der Pater sein Gelübde verletzte und man eilige Schritte tat, die Tochter zu versorgen, was keine grossen Schwierigkeiten bot, weil sie reich war. Der Liebhaber fand sich in einem Herrn Gyr aus Witterswyl, denn Pater Franzelesi war der Schullehrersohn in diesem Orte, und man wollte den Fehler so gut als möglich bedecken. Nun der Knabe wuchs empor, feurig und wild, geistverratend und als Sühne sollte er die Klosterschule durchmachen und dann sein Leben und sein Geld wahrscheinlich auch auf den Altar der Maria legen und Priester werden. Pfarrer von Arx hatte in den 40^{er} Jahren freimütig gegen die Jesuiten gelehrt, war 1847 unerschrocken gegen den Sonderbund aufgetreten, was ihm harten Stand brachte in dieser dick katholischen Gegend in der Nähe eines Klosters, wo noch solcher Schund mit der Religion getrieben wird. Er hatte in den Schulen die Pfennige und dergleichen verboten, hatte von der Kanzel diesen Firlefanz als nicht zur wahren Lehre gehörend bekämpft. Er wollte darum nicht zugeben, dass dieser feurige Knabe nur mir nichts dir nichts in das Kloster eingesperrt würde. Der Abt im Stein nahm dem 15jährigen Jüngling das Versprechen ab, sich einkleiden zu lassen. Herr Pfarrer von Arx trat aber auf und erklärte, in diesem Alter sei man noch nicht zurechnungsfähig und der Herr Abt, der gnädige Herr müsste sich so lange gedulden bis die Volljährigkeit da sei. Das Kloster musste warten. Der Herr Pfarrer benutzte nun seine Zeit weiser, um den Knaben, ohne dessen Merken, zu bearbeiten. Er nahm sich seiner an durch Wort und Umgang, gab ihm gute Schriften an die Hand, sandte ihn zum Dorf hinaus in das weite, rege Leben. Er musste singen, turnen, schiessen lernen, musste Feste und heitere Gesellschaften besu-

chen. Diese unsichtbare Influenz bildete den Willen des Knaben aus und nun, als die Zeit des Entscheides kam, antwortete der junge Mann mit Entschiedenheit, dass er studieren wolle, aber nicht in Mariastein und er wolle das Gelübte nicht auf sich nehmen. Du kannst dir denken, was das für eine Freude war im Stein droben an der Geschichte. Der Pater Franz nahm Urlaub und pilgerte nach Jerusalem, den verlorenen Frieden zu suchen; er fand ihn nicht und stürzte dann später über eine jähe Wand des Felsens hinunter, die Mariastein rings umgeben. Ob es ein unglücklicher oder ein absichtlicher Misstritt war, wurde nie offenbar. Nun aber, mein Knabe ist ein Mann geworden und lebt in Cannstadt als Doktor Gyr und als Schriftsteller mit dem Namen Franz von Sonnenfeld. Mit dankbarem Herzen hängt er an seinem liebevollen Freunde, wie der Sohn an seinem Vater und schreibt Bücher über das Schwarzbubenland und über die Pfaffen, denen er ihre Streiche ungeschaut aufdeckt. Herr Pfarrer von Arx ist immer der Vertreter der Vernunftidee in derselben, der Kämpfer für Wahrheit und Recht und hatte der Herr Pfarrer eine ganz verklärte Miene bekommen als das Gespräch auf Herrn Doktor Gyr lenkte, den er noch einmal besuchen wollte und dann seinen Weg über unser Weinfeldern nehmen will um uns zu sehen, bis jetzt ist aber der Tag noch nicht aufgegangen. Wir erzählten ihm unsere Erlebnisse auf Mariastein und er lachte herzlich darüber, dass es uns so Freude gemacht hatte und schenkte uns dann von seinen Heiligenbildern, mit denen er die fleissigen Schüler belohnt. Wir nahmen sie dankend an und wollten nun die geschmückte Kirche noch sehen, denn morgen war Fronleichnamsfest und man sah die Mädchen des Dorfes Kränze und Blumen herbeitragen. Strasse und Friedhof trennten das Pfarrhaus von dem gegenüberliegenden Kirchlein. Der Herr Pfarrer führte uns an und trat im Gotteshause mit Bertha und mir vor an den Hauptaltar, wo ein schönes Gemälde von Deschwanden die Wand füllte, über welchem der Herr Pfarrer in Redefluss kam. Tante blieb mit Jungfrau von Arx auf dem Kirchhofe und gestand nachher, sie hätte sich vorgestellt an irgend etwas in der Kirche werde der Herr Gelegenheit finden, sich uns zu geben, und sie wollte, dass wir ihn allein hätten ohne Zuhörer. Die Tante war grossmütig und wollte keinen Einfluss üben. Es ist zwar schwer ein solches Gespräch auch nur zum Teile wiederzugeben, aber ich will es versuchen. Du kennst ja mich und

einzelne Sachen, die zur Rede kamen, hast du gewiss in deinem Sinne noch bewahrt. Wir betrachteten das Gemälde aufmerksam; es war in junges Laub verhüllt und mit Kränzen und Blumen verhängt, es stellte die Schutzpatronin der Kirche dar, ich glaube die heilige Catharina mit einigen Engeln umgeben. Deschwanden hatte mit bekannter Meisterschaft diese Köpfe gemalt, ebenso die schöne Heilige, ein sehr gelungenes Bild, in deren Zügen lag ein frommer, zarter, weicher Ausdruck und seine Engelsköpfe sind immer so kindlich reine Züge tragend, dass man sich kaum satt sehen kann. Ich bewunderte Deschwanden in dem, was er hier leistete. Es ist nicht wiederzugeben, was er auf diesem Felde Erhebendes schuf. Du hast die Engelsbilder gesehen in unserer Kirche, sie gleichen sich, man erkennt die gleiche Künstlerhand sofort. Ich wagte kaum zu sagen angesichts dieser Engel, dass wir in Weinfeldern auf einem Bild einen Christus hätten von Deschwanden, der mir immer nicht gefallen wolle und so oft ich ihn ansehe, so oft muss ich denken: so kann Christus nicht gewesen sein als er dem Grabe entstieg; nach solchen Leiden, solchen verzehrenden Geisteskämpfen kann ein Mann von 33 Jahren nicht die Züge eines Kindes tragen, noch abgesehen davon, dass Christus jüdische Abstammung hatte und Orientale war, die nicht weiss ist, wie die kaukasische Rasse bei uns und sogar mit dem Rose-Teint das Anlitz überflogen, wie auf unserem Bilde. Herr Pfarrer sagte sogleich: «Das glaube ich wohl, Deschwanden kann keinen Christus malen, sein Christuskopf ist ein Weiberkopf oder Engelskopf. Christus ist zwar ein Bild der Liebe und der Sanftmut aber daneben sei er ein Mann, das zeigt sein Wirken. Ich habe auch ein anders Bild von ihm in der Seele, es ist der Christus, den Dannecker bildete.» – «Den sahen Sie», antwortete ich, «er schenkte das Steinbild der Spitalkirche in Stuttgart, und ich konnte fast nicht mehr weg kommen. Kann man solche Züge in den Stein schneiden? und vor allem die Haare und den Bart eigentlich beleben!» «Ja beleben», sagte Herr Pfarrer von Arx, «ich studierte meiner Zeit in Tübingen, kam häufig nach Stuttgart, besuchte das Atelier des Künstlers, kannte ihn persönlich und es war mir eine Augenweide seine Büsten zu mustern.» Stuttgart gab einen Punkt, wo es mehr zu sprechen gab, weil es mir ja ein lieber, bekannter Ort ist. Dir sage ich, wie Schiller als Dichter war, so edel war Dannecker, sein Freund und so fein und zart als sie beide war Zumsteg, der

Musiker, wiederum beider Freund. Alle drei verschiedenen Künstler waren aus der Karlsschule hervorgegangen und Dannecker überlebte seine Kollegen um viele Jahre, darum konnte ihn der Herr Pfarrer noch kennen. Auch ich hatte noch ein anderes Bild in mir vom Christus als das von Deschwanden, es ist dasjenige von der Ellenrieder in der Augustinerkirche von Konstanz. Hier ist der Heiland als Kinderfreund mild und sanft, aber männlich, selbständig, erhaben mit reinem geistigen Auge, das sprechend auf dem Kleinen ruht. So kamen wir weiter auf dieser Brücke zum Kultus der Konfession. «Eine reine Vernunftreligion muss kommen», meinte der Herr Pfarrer, «und für diese stehe ich ein. Der Zug des Herzens zu seinem Gott und Schöpfer muss unmittelbar gefühlt sein, muss eine feste gute Moral bewirken, und dann weg mit den vielen Feiertagen, die Müssiggänger ziehen, weg mit dem Ceremoniell, das wenig nützt!» – Und weg mit dem Cölibat, musste ich dann denken, als wir aus der Kirche traten und er das Lineli auf den Arm nahm und ihm einen guten Kuss gab. Der Herr Pfarrer von Arx hält das Gelübde, weil er es einmal auf sich hat. Aber ich bin fest überzeugt, dass er diese Einrichtung ebenfalls nicht mehr für nötig hält. Die Zeiten sind eben anders geworden, seit Gregor VII. Papst war. – Inzwischen war der Onkel mit dem Mäni vor das Pfarrhaus gekommen, hatte aber nicht Zeit lange zu weilen, seine Patienten bedurften seiner Hilfe, er nahm das Lineli mit, und wir wollten des morgigen Feiertages wegen dem Herrn Pfarrer keine Langeweile mehr machen und verabschiedeten uns von der Familie, von diesem schlichten, einfachen Herrn, der doch so viel wusste und der allem gleich sah, nur keinem katholischen Geistlichen, was aber hier kein Vorwurf sein soll, denn er ist wirklich ein katholischer Mann, d.h. ein allgemeiner; das Wort «römisch» hingegen wollen wir streichen. Der Abend sank in lieblicher Milde auf die Flur. Jungfer von Arx begleitete uns noch ein Stück Weges. Und wie wir heimwanderten, erzählte uns die Tante noch, wie lieb die Gemeinde Witterswyl ihren Geistlichen habe, wie in schöner Harmonie sie zusammenleben, wie er für alle so väterlich besorgt sei und sie so gut zu lenken wisse. Sie erzählte uns ferner, wie er in Solothurn vornehme Verwandte habe, bei denen er Hauslehrer gewesen sei, wie man ihn schon habe befördern wollen, aber er wollte nicht gehen. Hingegen können sie Alle ihm keine grössere Freude bereiten, als wenn sie ihn hie und da

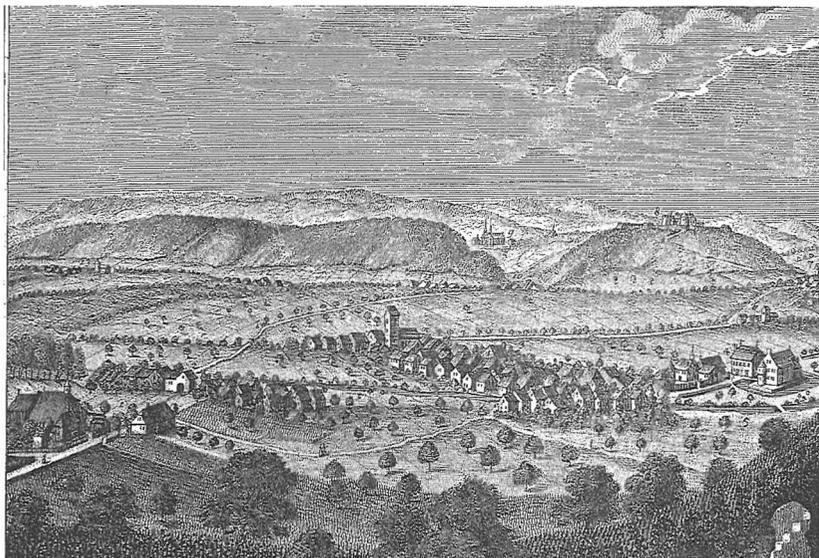
besuchen und er sich ihres Glückes freuen kann. Unter diesen Gesprächen langten wir vor unserm Hause an, gleichzeitig mit Christoph, der in Arlesheim zu Gericht gesessen war und nun mit in die Stube trat, wo das Abschieds- oder Henkermahl unser wartete. Das letzte gemeinschaftliche Nachtessen war noch ein sehr vernünftiges, denn der Christoph kam selten schwermütig von Arlesheim. Wir hatten nach Onkels Auskunft den bravsten Mann weit und breit gesehen und gesprochen, es gab noch viel zu reden darüber, auf morgen, den Tag der Abreise zu besprechen. Spät erst suchten wir die Federn, um sie früh wieder zu verlassen, denn um halb zehn Uhr müssten wir im badischen Bahnhof eingetroffen sein.

Heimreise

Der Fronleichnamstag dämmerte und Dämmerung blieb es den ganzen Tag, die Sonne brach nie recht hervor, es war nicht sehr heiss, so ein rechter angenehmer Reisetag; denn die nähere Aussicht war doch klar und scharf und in der Ferne hatten wir ja nicht zu sehen. Zum letztenmal hörte ich die Benkener Schafherde vorüber meckern. Das war morgens und abends immer ein netter Anblick gewesen, wenn der Hirte mit seinem Stabe und seinen Lämmern als Gefolge daher kam. Fast jeder Ort im Kanton Baselland hat noch seine Schafherde. Die einzelne Familie hält sich ein, zwei bis drei und mehr Stück davon, denen morgens die Stalltüre geöffnet wird, wenn der Gemeindegirt erscheint und sich so dann alle zusammenfinden und er mit der gemeinschaftlichen Herde weiden geht an den Äcker- und Wiesenrändern und an den Rainen herum. Des Abends stellt sich jedes Schaf wieder bei seinem Eigentümer ein und es ist merkwürdig, wie gut sie wissen, wo sie zu Hause sind. Die Frauen in den Dörfern haben alle Tage etwas zu sonnen, von Fellen, von Wolle, die dann gesponnen wird und ihnen und ihrer Haushaltung billige und gute Kleider gibt. Die Einrichtung hat mir gefallen, ich fand sie nicht nur nützlich, sondern es gereicht einem auch noch zur Freude, diese lieben Tiere oft zu sehen. So hat also jedes Land, sogar jeder Kanton bei uns sein Eigentümliches. Die Präparationen zur Abreise mussten getroffen werden; aber ein wenig Zeit musste ich doch noch haben um den Eindruck des gestrigen Tages

bleibend in mir fest zu machen. Obgleich wir Protestanten, oder Evangelisch-Reformierten, besser gesagt, in den Hauptsätzen schon Übereinstimmung fühlen mit gebildeten, freidenkenden Katholiken und ich mich wahrscheinlich an den meisten Stellen mit dem Herrn Pfarrer gut zurecht finden könnte, so war er doch nicht reformiert, trotz seiner inneren Freiheit der Gedanken, er war doch Katholik in der Weichheit seines Wesens. Katholik und Refomierter verhalten sich wie Moll und Dur in den Tonarten, und dieser Unterschied tritt schnell und klar zu Tage. In der Musik gibt man den Moll-Liedern sehr oft den Vorzug vor denjenigen welche auf Dur stimmen.

Um halb zehn Uhr mussten wir im badischen Bahnhof sein und war derselbe über dem Rhein in Kleinbasel. Die Stadt durfte nur im Schritte durchfahren werden und somit mussten wir beizeiten aufbrechen, um uns nicht zu verspäten. Christoph und Marie begleiteten uns mit dem Choli und wir bekamen den Sepp als Kutscher, der bereits die grosse Uniform angezogen hatte, deren Ansehen Ernsthafte hätte zum Lachen reizen können. Blaues Überhemd und die Cravatte zierlich um den Hals geschlungen und vorne herunter als Knopf herum pampelnd. Ein dicker, hoher Zylinder auf dem Kopfe vollendete die malerische Toilette. Natürlich war die Angst-röhre auch etwas rot, kurz, das machte sich ausgezeichnet. Und so kleidete er sich immer, wenn er jemandem Ehre erweisen will, dann wirft er sich in den grossen Staat. Tante beschenkte uns noch reichlich. Bertha erhielt Stoff zu einem modernen gestreiften Unterrock und ich ein Poesiebuch in das die Tante bereits einen schönen Anfang gemacht hatte, nebst der Beilage von einer schönen Photographie, die Madonna mit dem Kinde und dem grösseren Täufer darstellend. Wir hatten alles gut verpackt und die Abschiedsstunde hatte geschlagen. So gerne ich wieder heimkehrte zur Arbeit, so ungerne verliess ich das liebe Benken, das schöne Baselland, wo ich eine Reihe glücklicher, heiterer Tage verlebt habe, die meiner Erinnerung für alle Zeiten eingeschrieben sind. Welche Menge von Bildern war vor meine Augen gekommen, wie hatte sich mein ganzer Gesichtskreis erweitert und war unsere Freundschaft wieder fester und tiefer gegründet worden, aber es musste sein. Lebewohl stilles Dörfchen, fruchtbares Baselland; lebtwohl liebe Verwandte, vielen herzlichen Dank für alle Freuden, allen Genuss, den ihr mir bereitet



Lage von Biel-Benken (Büchel um 1760)

habt und der viel dazu beitrug, meine Gesundheit wieder zu bessern, Kraft zu bringen, denn ich konnte diese Auffrischung des Leibes und der Seele gar nötig brauchen. Der letzte Händedruck und die Pferde folgten dem Rufe des Führers. Christoph fuhr voraus, ein bisschen einen anderen Weg, als wir ihn sonst zur Stadt machten. Er war holperig, aber sonst schöner, romantischer, meistens dem Birsig nach, der manchmal rückwärts floss, wenn ihm ein Pfahl in den Weg trat. Baselland hat alles schön und gut, nur keine wohl gebahnten Strassen, des Kiesmangels wegen. Die Birs hat zwar in ihrem Tale hie und da gelagert, aber es ist nicht der schöne reine Kiesel der Thur und Töss; er ist gröber, grauer und stark mit Sand vermischt. Die Töchter der Alpen haben klarere Wasser, haben schöneren Grund, über die sie weggehen in ruhigen Zeiten. Wahrscheinlich aber sind sie doch wilder und brausender zu Zeiten, wo die Sonne am Gletscher schmilzt als die Töchter des Jura.

Wir waren der Stadt nahe gekommen und indem wir durch die Strassen fuhren, mussten wir noch nach den Störchen sehen. Der

Erste war nicht zuhause. Schritt um Schritt ging es über die Rheinbrücke, aber im Kleinbasel, da war der Storch zu sehen. Er stand hochbeinig auf dem Nest und putzte sich heraus. Er hat hie und da Visiten zu machen in den Häusern und wenn man zu jemand Vornehmen bestellt ist, so macht man grosse Toilette. Ich bedauerte, dass wir im Thurgau diese Edlen des Vogelreiches nicht auch zu sehen bekommen. Ihre Nester schmücken meistens die Kirchen und es sieht so schön aus und jedermann freut sich ihrer. Wir waren ein bisschen zu früh auf dem Bahnhofe, grade recht, um noch einmal frühstücken zu können, was denn auch geschah, und um uns noch ein bisschen des Christoph und der Marie zu freuen.

Horch! Es schlägt; die Condukteure rufen und wir müssen uns jetzt ganz losmachen. Adieu, auf Wiedersehen im Herbst in Weinfeldern! Ach, dass wir auch so weit auseinander sind! Einen Gruss nach Benken und der Zug setzte sich in Bewegung. Aus der Stadt hinaus ging es durch schöne Gärten an schmucken Landhäusern vorbei, bald öffnete sich die Aussicht, rechts die Berge des Jura, einer am andern, in kugliger Form dem Rheine seine Bahn vorzeichnend, links stieg der Schwarzwald auf, ganz andere Hügel in Form und Gestalt, rauer, wilder mit schwarzen Tannen bewachsen. Anfänglich hatte man gegen Norden noch einen weiten Plan, man sah von Ferne die Gegend des Wiesentals, welches Hebel so lieblich besungen hat. Goldener Lewat breitete sich auf den Äckern aus, schlanker Roggen bog sich dem Morgenwind und die Reben kleideten sich in weissliches junges Grün. Die Chrischona glänzte zu uns herab, das grosse neue Missionshaus der Basler. Kleinere Berge kamen uns so nahe, dass man die Höhen des Schwarzwaldes darüber verlor, d.h. die Seite nach Norden bot nun stundenlang wenig Abwechslung, wenig Schönheit. Wir wendeten die Blicke zu unserer Vaterlande, das an seinen Grenzen reizend bewacht wurde durch Berg an Berg, von welchen wieder Schlösser und Kirchen schauten und nicht lange dauerte es, so zog uns mit gewaltigen Schritten der Rhein entgegen, in dessen Nähe die Bahnlinie sich nun stundenweit hinzieht. Bald war man ihm nahe, bald kroch er wieder hinter einen Felsen, ein Gesträuch, immer in Windungen den Bergen nach. Bald teilte er sich, um eine Sandbank hervortreten zu lassen, bald war er schmal, bald breit, aber immer schön. Die Berge öffneten sich, ein Tälchen und die Ergolz ergossen ihre Wasser in den Strom. Gleich östlich ne-

ben an dehnte sich eine Ebene, die ich nicht gross nennen kann, aber doch war sie so gross um einst einer grossen Stadt Platz zu lassen. Die Augusta Raurakorum trat vor unsern geistigen Blick. Die Römer hatten die Stelle hier gut gewählt, wie sie es überall taten. Das jetzige Augst schimmerte zu uns herüber und nicht lange dauerte es, so präsentierte sich Rheinfeldern mit seinen Bädern und seiner interessanten Brücke. Sie springt in zwei Bogen über den Strom, sie ist von Holz und zugedeckt nach der alten Art des Brückenbaues. Anstatt eines Pfeilers hat sie in der Mitte einen gewaltigen Felsblock, ein ewiges Fundament, auf dem die Brücke ruht. Der Anblick war sehr malerisch. Schäumend teilen sich die Wasser um den dicken Block dann wieder zu umschliessen. Stationen gab es wenige, Grenzach und Beuggen. Die Ufer des Rheins wurden immer schöner. Als wir in Säckingen einen kurzen Halt hatten, begannen die Glocken des berühmten Klosters den Fronleichnamgottesdienst einzuläuten. In starkem Vollton schlugen sie ergreifend zusammen. Fromme Züge kamen auf die Kirche zu, Frauen und Kinder im höchsten Putze mit Blumen und Bändern geschmückt. Säckingen liegt herrlich am Rhein, am sonnenhellen Strande spiegelt es seine Türme wieder in den stolzen Fluten des Stromes. Von Säckingen bis Waldshut hat der Rhein wahrhaft stolzen, königlichen Schritt, schwächern Fall und die Felsen verdrängen ihn weniger. Das heisst wir fuhren ihm entgegen, eigentlich fliesst er von Waldshut nach Säckingen und nicht umgekehrt. In wunderschönen grossen Bogen verfolgt er sein Ziel und entzückt das Auge auf eine Weise, für die ich keine Worte habe. Ich hatte nur einen stillen Wunsch, den Rhein zu sehen, wo er wild, jung und brausend aus Bündtens Hochtälern hervorbricht und ihn dann wieder zu sehen in Köln und Koblenz, wo er zum gewaltigen Strome angewachsen, auf breitem Rücken grosse Lasten trägt, wo er, der deutsche Rhein, mit schweizerischer Kraft die Rheinlande so reizend macht. Unsere Gletscher nähren ihren Sohn und würde er den Bodensee nicht durchschwimmen müssen, er wäre ein wilder Sohn. Aber gerade diese Kraft, mit welcher er jede Welle aufwirft, macht ihn so anziehend, so reizend. Er heisst mit Recht «der freie Rhein». Was kümmert ihn die Nachbarschaft? Was kennt er für Hindernisse? Was stellen sich ihm die Felsen in den Weg und beengen sein Bett mit ihren Quadern?

Der Zug hält an und vor unseren Augen, zu unseren Füßen in der Tiefe liegt der Strudel von Laufenburg. Wir sahen den Fall von oben herab, er erschien nur als ein Strudel, aber wer sieht sich satt an solchem Bilde, das so lebensvoll ist. Das badische Ufer ist höher als das schweizerische. Jede Seite hat Häuser, das Schloss aber ist auf unserer Seite und dicht am Fall. Ein bisschen weiter oben führt eine hohe Brücke hinüber, weiss gekleidete Mädchen passierten mit Blumenkränzen für das Fest. Der Rhein bog um einen Felsen, man sieht ihn gar nicht weit her kommen, man sieht ihn nur unter der Brücke schon mit grossen Steinen kämpfen, denen er aber weichen muss. Allmählich zieht es ihn nieder, bis die grossen Blöcke kommen, drei vier nacheinander mitten im Bette. Wie schäumende Milch giesst er seine Wasser über sich. «Was haltet ihr mich auf, wenn ich einmal da hindurch und fort will!» Brausend und murrend geht er durch die enge Strasse und nimmt dann lange Schritte um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Die hohe Brücke, das imposante Schloss, der zu Milch gewordene Rhein beschäftigten uns so viel, dass wir kaum bemerkten, dass sich der Zug sachte in Bewegung setzte und uns plötzlich in einen finstern Tunnel hinein führte, der einen

<p>SPECIALITÉ DE BLANC. CONFECTIONS pour DAMES & ENFANTS LINGERIE & NOUVEAUTÉS.</p>	<p>MAGASINS de VENTE & DE CONFECTION</p>	<p>SPECIALITÉ DE DEUIL. MI-DEUIL & NOUVEAUTÉS POUR ROBES & TOILETTES. TISSUS A l'Étoile, Française & Suisse. INDIENNES & IMPRESSIONS de Mulhouse & Wœrthing. MOUCHOIRS DEUIL.</p>
<p>TISSUS BLANCS. Mouchoirs, Châles, Batiste & Linceu. BRODERIES OSTERMANN & C^{IE} Dentelles, Voilettes Tulle &c. véritables & imitation.</p>	<p>BALE.</p>	<p>Châles Mérinos, Barèges, Grenadines &c. ASSORTIMENTS de Lingerie pour Deuil & mi-Deuil.</p>
<p>CONFECTION DE LINGERIE Layette, Trouseaux & Chemises sur mesure.</p>	<p>Eisengasse</p>	<p>DÉPÔT DE RIDEAUX en Tulle, Mousseline & Guipures brodées. Rideaux & Vitrages Jacquards, & Guipures. Françaises, Dentelles & Embroideries pour Rideaux.</p>
<p>TOILES de coton & MADAPOLAIMS Suisse, Wœrthing, & Mulhouse. Piqués, Brillantés, Croisés, Damas &c. Mousselines, Tulle, Nauzeoks. Jaconnets, Percales anglais, Jupons & Flanelles Banches.</p>	<p>N^o 17.</p>	

Aus: Neues Nummer- und Adress Buch der Stadt Basel, 1864

schrecklichen Kontrast bildete mit dem zuletzt Betrachteten. Die Dunkelheit dauerte nicht lange und wir folgten bald wieder dem Laufe des Stromes. Die Berge des Fricktals und ihre Nachbarn zeigten nun ihre Gipfel und ihre Nordseite. Wir näherten uns Waldshut, das ein sehr hübsches Städtchen mit grossem Bahnhof ist. Hier mündet die Bahn von Zürich her ein und ist lebhafter Verkehr hier. Seine Lage hat vieles mit Säckingen gemein, nur liegt es höher; man spürt es im Fahren ganz gut, dass die Bahnlinie aufwärts zieht. Es war Mittag und es gab eine Viertelstunde Ruhezeit für den Dampfwagen. Von Waldshut aus gehen die Bahnen ein Stück weit nebeneinander. Bald gingen wir auf unserer Eisenspur wieder vorwärts, ein grosses Stück den Rhein entlang, der rückwärts gesehen einen herrlichen Bogen beschrieb auf Waldshut zu und so glatt und spiegelhell einherzog, dass man nicht genug sehen konnte. Auf einmal wichen die Berge auseinander und wir sahen in ein Tal hinein, des Weges die Aare ihre kotigen Wellen daher schob. Ihre Wassermasse erscheint von Ferne grösser als die des Rheines und wie ungerne sie ihre Selbständigkeit an ihn verliert, das wird ersichtlich dadurch, dass sie noch lange trübe neben ihrem Meister einhergeht. Aber es hilft ihr nichts, der starke Sohn der Alpen nimmt sie in seine Arme und reisst sie mit sich fort, die bernische Jungfrau zieht mit nach Basel, nach Koblenz, nach der Nordsee um sich im Sande zu verlieren. Wie schade, dass der Schlusspunkt unseres schönen deutschen Rheines kein besserer ist, dass er so prosaisch enden muss.

Das Dörflein Koblenz hält die Wacht bei dem Zusammenfluss der beiden Wasser und es blickt gar schön von seinem Hügel in die Ferne. Der Rhein wurde zum schmalen Streifen, wie kann er noch Wasser haben zu einem schönen Fall über Schaffhausens zackige Felsen? So denkt man bei sich und sucht den Reisegefährten wieder mit seinen Augen. Aber wo ist er hingekommen? Ein schimmernd Band, ein Flüsschen zieht durch die Fluren nieder, es ist nicht der, den man sucht. Nordwärts öffnet sich die Gegend, die Station Thiengen unterbricht die Ebene. Hunderte von Jucharten Wiesen und Ackerfeld durchflogen wir. Die Weinberge verschwanden, welche bei Säckingen und Waldshut Front gemacht hatten gegen Norden hin. Wallender Roggen wechselte mit dunkler Saat und Kartoffelfelder mit schönen Wiesen ab. Gegen Mittag stieg ein Hügel am andern auf in der Benkemmerform und mit Niederwald bewachsen.

Wir sind wieder im Jura drin. Der Rhein hatte in seinem Freiheitsgefühl sich erlaubt, bei Schaffhausen sich direkt nach Süden zu wenden; und nach dem Laufe von einer Stunde wieder westlich fliessend, hatte er da unten, wo wir jetzt waren, die Jurakette durchbrochen. Die Bahnlinie schneidet diese Ecke nun ab und wendet sich in gerader Linie Schaffhausen zu. Die Station Neunkirch zeigte uns, das wir schon mitten im Kanton angelangt waren. Am Fusse des Randen liegt der Ort, ausgebreitet in einem fruchtbaren Kantone, ausserhalb der natürlichen Grenzen, schutzlos gegen das Ausland öffnet sich der Plan überall hin. Hallau zeigte sich und überall eine reiche gesegnete Flur. Wieder hielt der Wagen. «Neuhausen» rufen die Kondukteure – und nun aufgestanden und aufgepasst. Das Dunkel der Warenhalle verschwand und der Rheinfall in seiner ganzen imposanten Schönheit war vor uns. Dies kleine Stränglein Rhein, das wir verlassen hatten, überraschend trat es, majestätisch vor uns hin. Soll ich daran reden, wie die Felsen im Wasser sich stellen, wie der Rhein sich über die Wand stürzt, wogt, brausend und als silbener Staub wieder auffliegt, bis der Sturz beginnt? Soll ich dir die Felsenbildung an den Ufern beschreiben? Es sind regelmässige Quadrate, wie vom Maurer gemeisselt, schwarz und feucht glänzend von dem Staubregen, der sie ewig bespühlt. Soll ich sagen, wie das Schloss Laufen kühn und stolz gegenüber thront und unter sich den Tunnel zeigt, zu dem hin ein schöner Bogen der Eisenbahn führt? Soll ich ferner schreiben, wie schön der Rhein ist, ehe er sich in die Tiefe stürzt? Er wendet sich gerade um die Felsen herum dem Mittag entgegen, breitet sich weit aus und geht so langsam und feierlich, als ob er sich auf seinen grossen Schritt vorbereiten wollte. Bei den ersten Häusern von Schaffhausen hat er gar einen schönen Lauf, er ist dunkelblau und schäumt immer weisse Wellen vor sich hin, es muss grosse Steine im Wasser haben. So langsam der Zug sich bewegte, so war der Augenblick, den man zur Betrachtung dieses Schauspiels hatte, doch ein sehr kurzer. Man sah auch diesen Fall von oben herab und leider nur so lange, um einem so recht die Begierde rege zu machen, ihn einmal von unten herauf und dann recht zu sehen. Für einmal war ich zufrieden.

Von dem Munoth konnte man wenig sehen, nur den Turm. Überhaupt sieht man wenig von der Stadt Schaffhausen. Man bekommt keinen grossen Begriff von ihr und der Blick auf den Rheinfall liess

einen das andere geringer erscheinen, als es war. Jedoch ist der Bahnhof ein trauriger für eine Hauptstadt. Von Schaffhausen bis Thaingen verläuft die Bahnlinie sehr oft im Walde, da und dort zeigten sich die mir nun bekannt gewordenen Kalkfelsen wieder mit ihren Türmchen und Erkern an den Bergen. Als Thaingen vorüber war, kam eine ziemlich langweilige Gegend, bis endlich der Hohentwil mit seiner Veste sich zeigte und mit ihm der Untersee bläulich in der Ferne sich verrieth. Näher und näher kam der Berg und deutlich wurde seine Form sichtbar, und alsbald waren wir ganz in seiner Nähe. Dieser Berg, an dessen Fuss Singen liegt, und der von seinesgleichen umgeben ist, hat aber eine ganz andere Bildung als sein Nachbar, der Hohenkrähen, ganz anders als der Hohenstaufen. Er gehört einer andern Gebirgsart an und macht auf den Wanderer einen starken Eindruck. Er ist schön und seine zerfallene Festung macht ein grosses Stück der württembergischen Geschichte aus. Von der östlichen Seite her, von welcher her auch die Strasse hinauf führt, finde ich ihn aber viel schöner, als von der westlichen. Er türmt sich so massenhaft auf, dass man meint, er sei in der Mitte dicker als unten, wo er auf dem Boden steht. Seine Ansicht zerschwand uns ebenfalls, jedoch kann ich nicht begreifen, dass die Aussicht auf ihm etwas ganz Extras sein kann. Die nächste Gegend um ihn herum ist zu einförmig, zu öde und leer und das schweizerische Ufer zu weit entfernt um ganz deutlich zu sein. Der Berg selbst steht ganz allein da, wie aus dem Boden hervorgehoben. Der See glänzte auf und zwar sein hinterster Arm, der Radolfzellersee. Seine Fläche war kristallen, aber von hier aus finde ich ihn nicht schön, seine Ufer sind auf dieser Seite flach und seicht und man sieht zu wenig und zu viel von ihm. Hat man Radolfzell, ein rechtes Schwabenstädtchen, erreicht, dann bessert es. Die Landzunge, welche den Radolfzellersee vom Allenspachersee scheidet, liegt so vor einem, dass man endlich sieht, was es ist. Die Zunge wird oben von der Bahnlinie passiert und man fährt gleich wieder hart am See, den grossen runden Bogen beschreibend, welchen der See in das Land hinein macht. Die Reichenau liegt malerisch vor dem Blicke, denn die Kirchen und das Kloster sind auf diese Seite gebaut. Die Insel ist dem badischen Ufer näher als dem unsrigen und da kann man Äcker, Gärten und Bäume genau unterscheiden. Sie ist lieblich anzusehen und da sie ziemlich gross ist, so unterbricht sie die

schweigende Fläche des Sees sehr anmutig. Der Bahnzug scheuchte Möven und wilde Enten aus den Rohren des Sees heraus und nahte sich mit Windeseile der Stadt Konstanz. Immer reizender wurde der See, die Gegend; die Schweizerufer wurden sichtbar. Die Schlösser Eigensberg, Arenenberg, Salenstein, Kastell, Nagelshausen traten mir als alte Bekannte vor das Auge, ebenso die Dörfer Ermatingen, Triboltingen, Tägerweilen und vor allem Gottlieben mit seinen altertümlichen dicken Schlosstürmen, die immer gleich melancholisch sich im Rheine beschauen. Wir sind wieder am Rheine, wie er sanft und mit leicht gekräuselten Wellen aus einem See in den andern steigt. Jedoch verliert er seine Spur im zweiten See nicht, man sieht den dunklen blauen Streifen ganz leicht von blosserem Auge, wenn man ungefähr weiss, wo er zieht. Das Fischerdorf Allenspach, die Holzablage Badens gegen die Schweiz hin, war hinter uns und mit ihm die letzte Station vor Konstanz und schon traten die Spitzen der Kirchtürme in den Sehkreis. Fabriken, Anlagen und schöne Landsitze füllen den Weg bis zur Stadt aus und lassen hie und da den Rhein durchschimmern. Petershausen mit seinem ehemaligen Kloster verkündete schon den Staub und Lärm der Stadt. Der Zug lenkte nun auf die neue herrliche Rheinbrücke. Er fuhr ganz langsam über sie hinweg, denn alles geht nebeneinander, der Wagen, die Kutsche, die Eisenbahn, der Fussgänger, man könnte sich die Hände reichen. Die Aussicht ist entzückend, links den See hinauf und den Hintergrund schliesst der Alpstein mit seinen Genossen, rechts den See hinab auf die Reichenau und den Hohentwil und vor sich die Münsterkirche mit einigen schönen Häusern und Anlagen. Wie war alles ganz anders geworden, seit dem Brande der alten Brücke, man kennt manches kaum mehr. Die Brücke selbst ist ein sehr schönes Werk, natürlich sehr breit, um allen diesen Bedürfnissen zu genügen. Sie trägt ein schönes eisernes Geländer und vier grosse Bildsäulen, Bischöffe von Konstanz und badische Regenten darstellend. Diese Figuren zieren sie ungemein. Doch wir sind auf dem Hafenplatz angekommen und mussten aussteigen. Nach kurzem Wortwechsel mit einem Flegel von einem Zollbediensteten, erhielten wir Erlaubnis, weiter zu ziehen unter Bedeckung eines Gendarms bis an die Zolllinie und von dort unter Bedeckung eines Packträgers nach Kreuzlingen. Die Scene hatte uns doch ein bisschen aufgeregt und trotz dem hungrigen Magen, dem grossen

Staub und der heissen Nachmittagssonne waren wir bald in Kreuzlingen vor dem Posthause. Hier hiess es: Es ist Fronleichnam, Sie können mitfahren, wenn der Postwagen nicht voll ist, aber einen Beiwagen gibt es von hier aus nicht mehr. Da standen wir und zählten auf festes Reisegluck bis an das Ende und die Grobheit des Gardisten hätte uns leicht in grosse Verlegenheit bringen können, weil er uns nicht in der Stadt einsteigen lassen wollte. Zum Glück war der Wagen nicht gefüllt und wir hatten gerade recht Platz. Wie froh waren wir, noch mitfahren zu können. Den langweiligen Weg von Kreuzlingen nach Berg werden alle noch im Gedächtnis haben, es ist derselbe geblieben. Von Berg nach Weinfelden sind auch die gleichen Sehenswürdigkeiten an der Strasse wie immer, nur kam mir das Thurtal ungewöhnlich breit vor und unsere sanft anschwellenden Hügel der äussersten Alpenkette traten mir anders vor den Blick, der von den Jurahügeln nicht frei werden wollte. Nun, wir kamen glücklich nach Hause und unser wartete ein freundlicher Empfang und ein heiteres Nachtessen, bei welchem noch die Champagnerpfropfe sprangen.



Karte von
Baselland
von 1886

Biographische Angaben

- Hohl J. Dr med. 1809–1886, von Heiden AR, kam 1834 als junger Arzt ins Baselbiet, zuerst nach Reinach, Praxis in Benken ab 1839
 1. Ehe mit Sabine Stähelin, 1818–1855 (Mutter der Braut)
 2. Ehe mit Fanny Mähly, 1832–1878, Tochter des Badwirts in Flüh, (im Bericht «Tante» genannt).
- Stähelin Marie Elise genannt Lisette, Tochter des Forstmeisters Stähelin-Bornhauser von St. Gallen, wohnhaft in Weinfeld, eines Bruders von Hohls 1. Gattin, darum Base der Braut Marie Hohl.
 Geboren um 1840, Verfasserin des Textes.
- Brodbeck J. Christoph 1822–1874, ältester Sohn des Niklaus Brodbeck und der Elisabeth Haegler aus Lausen, der 1819 die Mühle in Benken erworben hatte. Nachdem der Vater 1844 unter Hinterlassung von 8 Kindern verstorben war, wanderte Christoph 1847 nach Amerika aus, wo kurz danach der Goldrausch ausbrach. Er wollte der Familie die Mühle in Benken erhalten, 1859 erfolgte die Rückkehr nach Benken, wo er gemeinsam mit seinem Bruder Niklaus die Mühle führte. Verehelichung mit Marie Hohl am 17. Mai 1864. Während Jahren Landrat, dann Bezirksrichter in Arlesheim.

Literatur

- Amtskalender BL ab 1837, leider Jahrgänge unvollständig im Staatsarchiv Liestal
- Brodbeck Christoph Aus dem Tagebuch eines Goldgräbers (J. Christoph Brodbeck)
Erschienen im Basler Jahrbuch 1948,
S. 122–170.

Bilder

Historische Fotos Biel-Benken, Fotosammlung Hoffmann, im Besitze der Gemeinde Biel-Benken, als CD erhältlich bei der Gemeindeverwaltung 4105 Biel-Benken

Publikationen des AEV

Neben ihrer umfangreichen sozialen Tätigkeit waren Johannes Kettiger und Martin Birmann auch die Väter der Baselbieter Heimatkunde. Sie wussten um die grosse Bedeutung der Verwurzelung des Menschen in seiner Heimat. In ihrem Gedenken, aber vor allem um Freude zu bereiten, veröffentlicht der AEV seit 1967 in freier Folge kleine Schriften. Es sind in erster Linie Neuauflagen wenig bekannter oder vergessener und nicht mehr zugänglicher Werke als Reprint. Damit werden keine kommerziellen, sondern allein ideelle Ziele verfolgt. Diese Form der Öffentlichkeitsarbeit des AEV dient auch seiner Birmann- Stiftung. Bisher sind folgende Schriften erschienen:

- | | | |
|------|---|------------|
| 1967 | Kurt Lüthy: «Johannes Kettiger, 1802–1869»
Beilage zum Jahresbericht 1967 | vergriffen |
| 1969 | Johannes Kettiger: «Jugenderinnerungen»
Schulthess Zürich 1869, Reprint | vergriffen |
| 1973 | «125 Jahre AEV, Dokumente zur Geschichte
und zur heutigen Tätigkeit», Mappe mit
Reprints | vergriffen |
| 1982 | Jonas Breitenstein: «Dr Herr Ehrli» ein Idyll
aus dem Baselbiet, ergänzt mit Illustrationen
und Birmanns Breitenstein-Biographie,
Basel 1863 Reprint | |
| 1983 | Kurt Lüthy: «Kettiger-Stiftung, Chronik zum
Jubiläum 130 Jahre Rettungsanstalt Augst –
75 Jahre Schulheim Schillingsrain» | vergriffen |
| 1984 | Johannes Kettiger: «Landwirtschaftliche
Zustände in Baselland», Liestal 1857,
Reprint der von Dominik Wunderlin
bearbeiteten Wiedergabe in der Volksstimme | |
| 1986 | Kurt Lüthy: «der Schillingsrainhof»,
zur Geschichte eines alten Bauernhofes | |

- 1987 A. Müller: «vom Rügen in d'Traufi», Wetterregeln, Sprichwörter und Redensarten aus Volksmund und Volksglauben im Kanton Baselland, Reprint aus Schw. Archiv für Volkskunde, Basel 1908,12/1f vergriffen
- 1988 Markus Lutz: «Kurze Geschichte und Beschreibung des Kantons Basel», Liestal 1834, Reprint mit Karte vergriffen
- 1989 Albert Brenner: «Baslerische Kinder- und Volksreime» Basel 1857, Reprint mit Illustrationen
- 1990 Martin Birmann: «Lebensbild» und «Blätter der Erinnerung», Liestal 1894, Reprint mit Illustrationen
- 1992 Wilhelm Goetz: «Volksgeschichten aus dem Basler Jura», Davos 1899, Reprint
- 1993 Ludwig Freivogel: «Die Landschaft Basel in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts», Basel 1893, Reprint
- 1994 «Kurorte, Bäder und Ausflugspunkte aus Basels Umgebung», o.O.o.J. vor 1900, Reprint
- 1995 Markus Lutz: «Rauracis» ein Taschenbuch 1830, Basel 1830, Reprint
- 1997 J.F.Wagner: «Ansichten von Burgen, Schlössern und Ruinen der Schweiz», Mappe Kanton Basel Bern 1840, Reprint nach den Originalzeichnungen
- 1998 Kurt Lüthy: «Kettiger-Stiftung, Chronik 1853–1998» Nachgeführte Neuauflage der Ausgabe von 1983
- Carl Schneider: «Lebenserinnerungen», wie sich ein armer Knabe durch die Welt schlagen musste, Zürich 1886, Reprint der 2. Auflage, Sissach 1933
 - «150 Jahre Basellandschaftlicher Armenerziehungsverein und Birmann-Stiftung»

Digitalisiert im Oktober 2019 von Christoph Jäggy